MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80634-8

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

SCHNITZER, MANUEL

TITLE:

GOETHES JOSEPHBILDER,...

PLACE:

HAMBURG

DATE:

1921

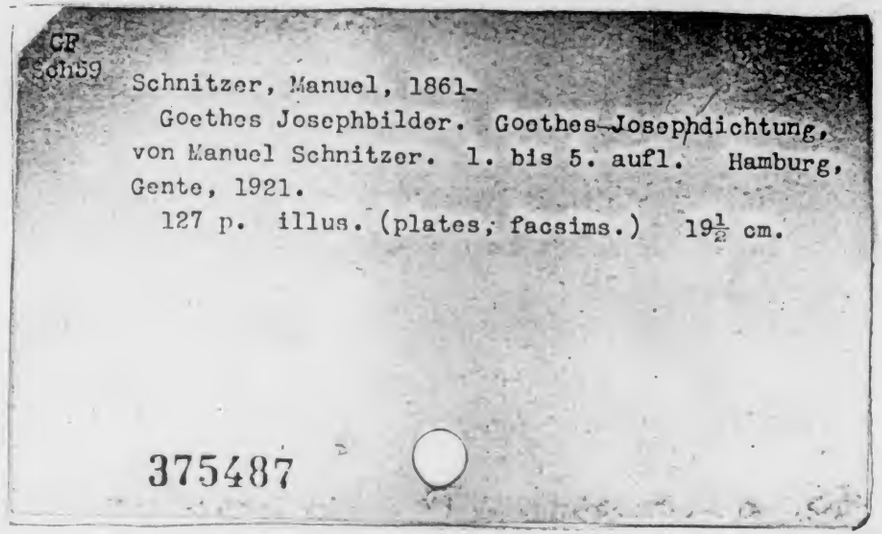
Master Negative #

92-80634-8

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



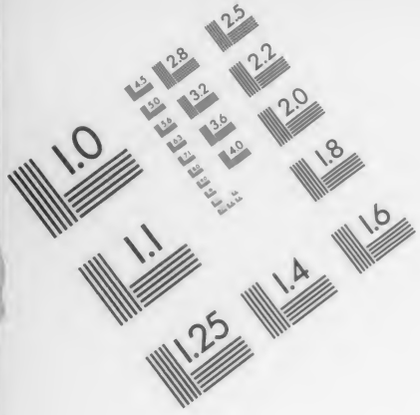
CF
Sch59 Schnitzer, Manuel, 1861-
Goethes Josephbilder. Goethes Josephdichtung, von Manuel Schnitzer. 1. bis 5. aufl. Hamburg, Gente, 1921.
127 p. illus. (plates, facsims.) 19½ cm.

375487

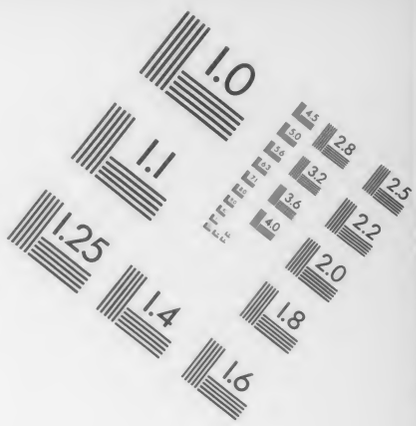
Restrictions on Use:

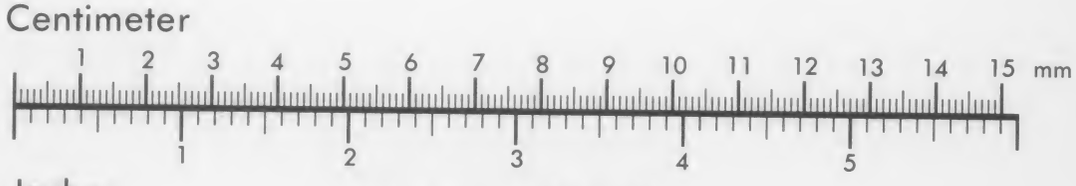
TECHNICAL MICROFORM DATA

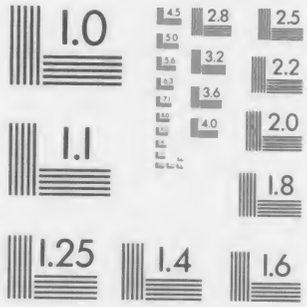
FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7/17 INITIALS BH
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

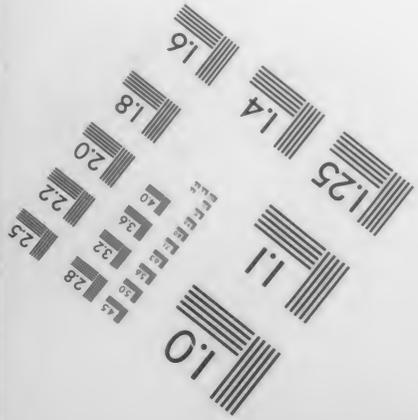


Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202

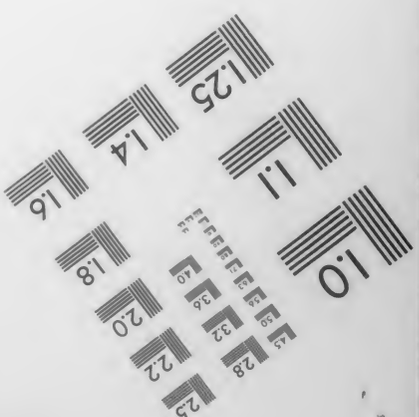








MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE. INC.



Manuel Schnitzer

Goethes Josephbilder
Goethes Josephdichtung

GF—Sch59

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

J. G. Trautmann (um 1760). J. Bruckmann A.-G., München.

„C'est Goethe!"

Der Josephkopf aus Tafel 1 vergrößert
(zu Abschnitt V)

Goethes Josephbilder
Goethes Josephdichtung

Von

Manuel Schnitzer

1. bis 5. Auflage.

1 9 2 1

W. Gente · Wissenschaftlicher Verlag · Hamburg

22-15670

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1921 by W. Gente, Hamburg.

*

GF
Sch 59

Druck von W. Gente, Hamburg.

F 29-1922 AIW.

Allen Goethefreunden, vornehmlich der Dichterin

Charlotte Ball

zugedacht.

„ . . . Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwicklung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist . . .“

16. Dezember 1828.

„ . . . Und meine Idee vom Vortrefflichen war auf jeder meiner Entwicklungsstufen nie viel größer, als was ich auf jeder Stufe zu machen imstande war . . .“

2. Januar 1824.

Goethe zu Eckermann („Gespräche“).

I.

Vom 2. Januar 1759 bis in den Sommer 1761 lag der Königsleutnant François de Théas-Thoranc (in „Dichtung und Wahrheit“ Graf Thorane genannt) im Hause des Rats Goethe am Hirschgraben zu Frankfurt am Main in Quartier.

Man weiß aus des Dichters Lebensbuch, wie der französische Edelmann und Offizier gleich nach seinem Einzug in das Frankfurter Bürgerhaus seinem Interesse für die Malkunst ungewöhnlichen Ausdruck gab. „Man sprach“, berichtet Goethe fünfzig Jahre nach jenem Tage, „von den verschiedenen Zimmern, welche teils abgegeben werden, teils der Familie verbleiben sollten, und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, ob es schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen. Er hatte an diesen Dingen eine übergroße Freude, bezeigte sich gegen den ihn begleitenden Vater auf das verbindlichste, und als er vernahm, daß die meisten Künstler noch lebten, sich in Frankfurt und der Nachbarschaft aufhielten, so versicherte er, daß er nichts mehr wünsche, als sie baldigst kennenzulernen und sie zu beschäftigen.“

In den allernächsten Tagen schon wurden „die sämtlichen Frankfurter Maler, als Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Juncker, zu ihm berufen“ . . ., und da er gewillt war, sie insgesamt, dazu noch den Maler Seekatz aus Darmstadt, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen, nahm er des zehnjährigen Wolfgang „hübsches, helles Giebelzimmer in der Mansarde“ in Anspruch und wandelte es sogleich in ein „Kabinett und Atelier“ um. . . . Hier ging nun die Arbeit eifrig an, und der Knabe Goethe, der alle diese Künstler von seiner frühesten Jugend an gekannt und oft in ihren Werkstätten besucht hatte, durfte, zumal

auch der Graf ihn gern um sich leiden mochte, bei den Ablieferungen gegenwärtig sein, ja, sich auch herausnehmen, bei der Vorlegung von Skizzen und Entwürfen seine Meinung zu sagen. Mehr noch! Man hörte den kleinen Kunstliebhaber wohlwollend an, wenn er sich Vorschläge erlaubte, „diesen oder jenen Gegenstand vorzustellen", eine Freiheit, der er sich „mit Lust und Liebe" bediente. „Ich erinnere mich noch", schreibt der Sechzigjährige, „daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten: einige davon wurden ausgeführt."

Dies ist die erste Erwähnung der Josephgeschichte in Goethes Lebenserinnerungen. Unvermittelt, wie ein ungefähres Nebenbei steht sie da (in dem Thoranc-Kapitel, dem dritten Buche ersten Teils von „Dichtung und Wahrheit"), ein Umstand fast, auf den zurückzukommen völlig unlohnend scheint:

„Einige davon wurden ausgeführt" ...

Kein Wort weiter. Weder hier noch sonst an einer andern Stelle. Soweit die Bilder in Frage kommen, ist für den Verfasser die Angelegenheit erledigt: von der Geschichte Josephs selbst aber, der hier zwei Zeilen von geringem Belang gehören, und von des Dichters außerordentlichem Interesse an ihr, schon zur Thoranc-Zeit, ist erst späterhin (im vierten Buch) sehr ausführlich die Rede. Getreu seiner Absicht schließt Goethe ja niemals „in diesen ersten Büchern seine Jugendgeschichten völlig ab", nimmt vielmehr immer von neuem „manchen Faden wieder auf, der sich unbemerkt durch die ersten Jahre schon hindurchzog", und leitet ihn fort.

Da er jedoch jene Worte aufzeichnete, wußte er nicht, was aus diesen ausgeführten Joseph-Bildern und den anderen Gemälden, die in seinem Giebelzimmerchen entstanden waren, geworden sein mochte. Nur das eine vermerkt er: sie sind (im Sommer 1761), als Thoranc „umlogiert" wurde und ein anderes Frankfurter Haus bezog, in Kisten und Kasten verpackt, nach Grasse in der Provence geschickt worden, wo des Grafen „älterer Bruder ein schönes Gebäude besitzen mochte". Bald darauf

verließ der Königsleutnant die Stadt für immer und hatte, wie aus Briefen und weiteren Bestellungen an die Frankfurter Künstler hervorging, „das Vergnügen, jene so emsig von ihm besorgten Gemälde in dem Schlosse seines Bruders glücklich angebracht zu sehen". Seitdem vernahm Goethe nichts weiter von dem Grafen Thoranc, „außer, daß man uns nach mehreren Jahren versichern wollte, er sei in Westindien, auf einer der französischen Kolonien als Gouverneur gestorben". — —

Diese Nachricht entsprach nicht den Tatsachen. Thoranc war vielmehr, was Goethe niemals erfahren hat, aus Westindien (St. Domingo) in seine Heimat Grasse zurückgekehrt, hatte sich vermählt und ist erst im Jahre 1794 gestorben, wahrscheinlich unter dem Fallbeil der Guillotine, die unter dem Adel der Provence zahlreiche Opfer fand ...

— — — — — — — — — — — — — — —

Angesichts der soeben erschienenen Gesamtausgabe seiner Werke faßte Goethe am 27. August 1808 den Beschluß, seine „Bekenntnisse aufzuzeichnen": ein Jahr und einen Tag, eh' er das zweite Menschenalter zurückgelegt hatte (R. M. Meyer). Er begann gleich, das Material für das große Werk zu sammeln. So außerordentlich nun das Thoranc-Erlebnis die menschliche und künstlerische Entwicklung des Wunderknaben Wolfgang Goethe beeinflußt hat und in seinem Leben blieb und in seiner Erinnerung als eine Reihe leuchtender Tage — zu irgendwelchen Nachforschungen nach dem Schicksal des einstigen militärischen Beherrschers der freien Reichs- und Kaiserstadt waren die Jahre um 1808 nicht günstig, und sie wurden kaum versucht. Der Königsleutnant galt seit länger als vier Jahrzehnten als tot; über seine Heimat waren die Stürme der Revolution dahingegangen und die Schlösser niedergebrannt ...

Und in tiefes Dunkel gehüllt, wie die ferneren Schicksale des Grafen Thoranc, lagen die anmutigen Zeugnisse für eine Zeit, da die Seele eines Genies in ihrer Jugendfrühe der Saat entgegenquoll, die die Allmacht ihr zugedacht hatte: verschollen jener „umständliche Aufsatz" mit der Beschreibung der zwölf Bilder aus der Geschichte

Josephs, verschollen mit manch anderem auch die Bilder, die der Königsleutnant nach den Angaben des wohlgelittenen Knaben von seinen Künstlern hatte schaffen lassen. Der aber mit sechzig seine Bekenntnisse niederschrieb, scheint ohne Gram und Groll, ja, mit einem Lächeln über die verschwundenen Schätze hinweggleiten zu wollen und erzählt zu Anfang des vierten Buches, das Thoranc-Erlebnis gleichsam beschließend, nur noch dies: „Ich bewohnte nun wieder mein Mansardzimmer, in welchem die Gespenster der vielen Gemälde mir zuweilen vorschwebten, die ich denn durch Arbeiten und Studien zu verscheuchen suchte."

„Zu verscheuchen suchte . . ." Daß ihm dies ein, zwei oder drei Jahre später noch nicht gelungen war, erfahren wir aus demselben Buche, wenn auch ohne jede Hindeutung auf das Künstlertreiben in der Mansarde: wo Goethe von seinen Bemühungen um das Alte Testament spricht, um hinüberzuleiten zu seiner epischen Dichtung von Joseph, die er in demselben Mansardzimmer einem geisteskranken Verwandten (Dr. Clauer) diktiert hat und, da er „Dichtung und Wahrheit" schrieb, seit vierzig Jahren für nicht mehr vorhanden halten konnte.

Irgendwie war und blieb sie verschwunden. . . .

II.

Dies aber berichtet Goethe in seinen Bekenntnissen von der Entstehung des Joseph-Werkes:

„. . . ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft.

„Diese Familienauftritte, ehe sie sich in eine Geschichte des israelitischen Volks verlieren sollten, lassen uns nun zum Schluß noch eine Gestalt sehen, an der sich besonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig schmeicheln kann: Joseph, das Kind der leidenschaftlichsten ehelichen Liebe. Ruhig erscheint er uns und klar und prophezeit sich selbst die Vorzüge, die ihn über seine Familie erheben sollten. Durch seine Geschwister ins Unglück gestoßen, bleibt er standhaft und rechtlich in der Sklaverei, widersteht den gefährlichsten Versuchungen, rettet sich durch Weissagung und wird zu hohen Ehren nach Verdienst erhoben. Erst zeigt er sich einem großen Königreiche, sodann den Seinigen hilfreich und nützlich. Er gleicht seinem Urvater Abraham an Ruhe und Großheit, seinem Großvater Isaak an Stille und Ergebenheit. Den von seinem Vater ihm angestammten Gewerbssinn übt er im Großen: es sind nicht mehr Herden, die man einem Schwiegervater, die man für sich selbst gewinnt, es sind Völker mit allen ihren Besitzungen, die man für einen König einzuhandeln versteht . . ."

Ohne Frage ist mit diesen Sätzen nicht nur die ganze Handlung des biblischen Berichts über des Rahelsohns Schicksale skizziert (1. Buch Mose, Kapitel 37 bis 46), sondern gleichzeitig auch der hauptsächliche Inhalt der verschwundenen Jugenddichtung selbst, von der gleich darauf, wie folgt, die Rede ist:

„Höchst anmutig ist diese natürliche Erzählung, nur erscheint sie zu kurz, und man fühlt sich berufen, sie ins einzelne auszumalen.

„Ein solches Ausmalen biblischer, nur im Umriß angegebener Charaktere und Begebenheiten war den Deutschen nicht mehr fremd. Die Personen des Alten und Neuen Testaments hatten durch Klopstock ein zartes und gefühlvolles Wesen gewonnen, das dem Knaben so wie vielen seiner Zeitgenossen höchlich zusagte. Von den Bodmerischen Arbeiten dieser Art kam wenig oder nichts zu ihm; aber „Daniel in der Löwengrube“ von Moser machte große Wirkung auf das junge Gemüt. Hier gelangt ein wohldenkender Geschäfts- und Hofmann durch mancherlei Trübsale zu hohen Ehren, und seine Frömmigkeit, durch die man ihn zu verderben drohte, ward früher und später sein Schild und seine Waffe. Die Geschichte Josephs zu bearbeiten, war mir lange schon wünschenswert gewesen; allein, ich konnte mit der Form nicht zurechtkommen, besonders, da mir keine Versart geläufig war, die zu einer solchen Arbeit gepaßt hätte. Aber nun fand ich eine prosaische Behandlung sehr bequem und legte mich mit aller Gewalt auf die Bearbeitung. Nun suchte ich die Charaktere zu sondern und auszumalen und durch Einschaltung von Inzidenzien und Episoden die alte einfache Geschichte zu einem neuen und selbständigen Werke zu machen. Ich bedachte nicht, was freilich die Jugend nicht bedenken kann, daß hierzu ein Gehalt nötig sei und daß dieser uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung selbst entspringen könne. Genug, ich vergegenwärtigte mir alle Begebenheiten bis ins kleinste Detail und erzählte sie mir der Reihe nach auf das genaueste.“

Man erkennt ohneweiters, daß der Sechzigjährige, der solche Worte niederschrieb, die Bemühungen des Knaben um seine Schöpfung einer freundlich-ernsten Kritik unterzieht und dem jungen Dichter die Fähigkeit abspricht, das beabsichtigte „neue und selbständige Werk“ zu gestalten. Nichts anderes kann seine Meinung sein als nur dies: ein neues und selbständiges Werk ist hier durch die Sonderung und

Ausmalung der Charaktere, durch die Einschaltung von Inzidenzien und Episoden in die alte einfache Geschichte nicht entstanden . . .

Er fährt fort:

„Was mir diese Arbeit sehr erleichterte, war ein Umstand, der dieses Werk und überhaupt meine Autorschaft höchst voluminös zu machen drohte. Ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, der aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war, wohnte als Mündel in meines Vaters Hause, lebte ruhig mit der Familie und war sehr still und in sich gekehrt und, wenn man ihn auf seine gewohnte Weise verfahren ließ, zufrieden und gefällig. Dieser hatte seine akademischen Hefte mit großer Sorgfalt geschrieben und sich eine flüchtige, leserliche Hand erworben. Er beschäftigte sich am liebsten mit Schreiben und sah es gern, wenn man ihm etwas zu kopieren gab; noch lieber aber, wenn man ihm diktierte, weil er sich alsdann in seine glücklichen akademischen Jahre versetzt fühlte . . . Ich fand es nicht minder bequem, in der Zwischenzeit (d. h. während der Stunden, in denen der Vater Wolfgangs den jungen Mann nicht mit Diktieren in Anspruch nahm) alles, was mir flüchtig durch den Kopf ging, von einer fremden Hand auf dem Papier fixiert zu sehen, und meine Erfindungs- und Nachahmungsgabe wuchs mit der Leichtigkeit des Auffassens und Aufbewahrens.“

Auch aus diesen Äußerungen ist bemerkenswertes hervorzuheben, das, wie sich bald genug erweisen wird, bei den jüngsten Urteilen über Goethes Jugendwerk keine Beachtung gefunden hat:

Goethe spricht von seiner wachsenden „Erfindungs- und Nachahmungsgabe“ während des Schaffens am Joseph-Werke. Seiner Anstrengungen, „Inzidenzien und Episoden“, Einschiebsel und Lückenfüller zu ersinnen für die „alte Geschichte“, hatte er schon vorher Erwähnung getan — nun erzählt er, daß diese Bemühungen, je weiter die Arbeit fortschritt und je vertrauter ihm alles wurde, desto erfolgreicher waren. Immer besser gelang es ihm, jene Inzidenzien und Episoden, die Nebenumstände und Zwischenspiele zu erfinden und in den Gang der

biblischen Handlung, wie sie schon mit seinen eigenen Worten charakterisiert wurde, einzuschalten.

Gleichzeitig aber sei auch, versichert er, seine „Nachahmungsgabe" gewachsen „mit der Leichtigkeit des Auffassens und Aufbewahrens" ...

Von einer solchen Nachahmungsgabe war hier bisher niemals die Rede gewesen. Das Wort will natürlich nicht im allgemeinen ein besonderes Talent bezeichnen, das sich bei Gelegenheit des „Joseph" zu entwickeln begann; es sagt vielmehr deutlich, daß der junge Dichter für dieses sein Werk allerlei sowohl erfunden wie auch nachgeahmt habe und daß ihm dies wie jenes immer mehr gelang. Was aber ahmte er nach? Oder wen? Er führt allerdings einige Vorgänger in der Behandlung biblischer Stoffe an. Er nennt Klopstock, nennt Bodmer und Mosers „Daniel in der Löwengrube". Indes, er gibt sie lediglich in diesem Sinne, d. h. als literarische Vorgänger und keineswegs als die kopierten Vorbilder an, während er später, etwa bei der Erwähnung Elias Schlegels, dessen Gedichte als seine Muster für die um die gleiche Zeit (etwa 1761 und 1762) gedichteten Oden bezeichnet.

Worauf also bezieht sich die „Nachahmungsgabe", die bei der Joseph-Dichtung eine Rolle gespielt hat? Der sechzigjährige Goethe hat nicht verraten, welchen Dichtern oder Schriften er die Anregung verdankte zu dem, was er bei seinem Bestreben, ein „neues und selbständiges Werk" zu schaffen, nicht aus der eigenen Erfindungsgabe herausholte. Daß er die Heilige Schrift, die ihm den Stoff bot, daß er auch den „umständlichen Aufsatz", den er für die Maler des Grafen Thoranc verfertigt hatte, nicht gemeint hat, ist wohl selbstverständlich. Anderswo müssen die Muster gesucht werden, die den dreizehn- oder vierzehnjährigen Wolfgang zur Nachahmung reizten im Mansardenzimmer des Goethehauses am Hirschgraben zu Frankfurt, wo er die Gespenster der Thoranc-Zeit durch Arbeit und Studien zu verscheuchen suchte und dem blödsinngen Dr. Clauer seine Josephdichtung in die Feder diktierte.

„Ein so großes Werk als jenes prosaisch-epische Gedicht hatte ich noch nicht unternommen," erzählt er weiter. „Es war eben eine ziemlich ruhige Zeit und nichts rief meine Einbildungskraft aus Palästina und Egypten zurück. So quoll mein Manuskript täglich um so mehr auf, als das Gedicht streckenweise, wie ich es mir selbst gleichsam in die Luft erzählte, auf dem Papier stand und nur wenige Blätter von Zeit zu Zeit umgeschrieben zu werden brauchten."

Immerhin scheinen Schwierigkeiten oder Störungen in solcher Art Dichten eingetreten zu sein; denn Goethe, aus der Erinnerung berichtend, fährt fort:

„Als das Werk fertig war, denn es kam zu meiner eigenen Verwunderung wirklich zustande, bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherlei Gedichte vorhanden seien, die mir auch jetzt nicht verwerflich schienen, welche, in ein Format mit „Joseph" zusammengeschrieben, einen ganz artigen Quartband ausmachen würden, dem man den Titel „Vermischte Gedichte" geben könnte; welches mir sehr wohl gefiel, weil ich dadurch im Stillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl sogenannter Anakreontischer Gedichte verfertigt, die mir wegen der Bequemlichkeit des Silbenmaßes und der Leichtigkeit des Inhalts sehr wohl von der Hand gingen. Allein diese durfte ich nicht wohl aufnehmen, weil sie keine Reime hatten und ich doch vor allem meinem Vater etwas angenehmes zu erzeigen wünschte (der „den Reim für poetische Werke unerläßlich findet", D. u. W. I. 2). Desto mehr schienen mir geistliche Oden hier am Platz, dergleichen ich zur Nachahmung des „Jüngsten Gerichts" von Elias Schlegel sehr eifrig versucht hatte. Eine zur Feier der Höllenfahrt Christi geschriebene erhielt von meinen Eltern und Freunden viel Beifall, und sie hatte das Glück, mir selbst noch einige Jahre zu gefallen. Die sogenannten Texte der sonntägigen Kirchenmusiken, welche jedesmal gedruckt zu haben waren, studierte ich fleißig. Sie waren freilich sehr schwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, deren ich mehrere nach der vorgeschriebenen

Art verfertigt hatte, eben so gut verdienten, komponiert und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Diese und mehrere dergleichen hatte ich seit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeschrieben, weil ich durch diese Privatübung von den Vorschriften des Schreibemeisters entbunden wurde. Nunmehr aber ward alles redigiert und in gute Ordnung gestellt, und es bedurfte keines großen Zuredens, um solche von jenem schreibelustigen jungen Manne reinlich abgeschrieben zu sehen. Ich eilte damit zum Buchbinder, und als ich gar bald den saubern Band meinem Vater überreichte, munterte er mich mit besonderem Wohlgefallen auf, alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern, welches er mit desto größerer Überzeugung tat, als ich das alles nur in sogenannten Nebenstunden geleistet hatte." [1]

Damit beschließt Goethe die Entstehungsgeschichte des „Joseph", um nie mehr auf sein Jugendwerk zurückzukommen, das nicht nur

[1] Dieser Absatz enthält bemerkenswerte Widersprüche und Irrtümer, die allerdings durchaus nicht verwunderlich sind. Nach Loeper, einem der gediegensten Erforscher von Goethes Leben und Schaffen, hatten zur Zeit der Joseph-Dichtung bekannte oder berühmte Autoren den Titel „Vermischte Gedichte" noch nicht gebraucht gehabt; solches geschah erst später, so daß Goethe sie hierin auch damals nicht hat nachahmen können.

Ferner scheint aus der Bemerkung über die Nichtaufnahme der Anakreontischen Gedichte (wegen ihrer Reimlosigkeit!) in den „Quartband", der als Hauptstück den „Joseph" enthalten sollte, hervorzugehn, daß auch der „Joseph" selbst, der von dem Verfasser der Erinnerungen kurz vorher als eine „prosaische" Arbeit, dann wieder als ein „prosaisch-episches Gedicht" und auch einfach als „Gedicht" bezeichnet wurde, aus gereimten Versen bestand.

Weiter muß sich, wiederum nach Loeper, Goethe in Bezug auf sein Vorbild für die Oden geirrt haben, da von Elias Schlegel ein „Jüngstes Gericht" nicht bekannt ist. Und das Gedicht: „Über die Höllenfahrt Christi" ist erst nach der Josephzeit u. zw. im Jahre 1765 verfaßt worden und gilt als „die älteste uns erhaltene selbständige Produktion Goethes" (R. M. Meyer).

Und darf man hier an Eckermanns Bericht in den „Gesprächen" vom 16. Februar 1826 erinnern? Der Getreue hatte „für Goethe ein sehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher schon erzählt hatte; ein Gedicht von ihm selbst, dessen er sich jedoch nicht mehr erinnerte, so tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfang des Jahres 1766 in den „Sichtbaren", einer damals in Frankfurt erschienenen Zeitschrift abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethes mit nach Weimar gebracht worden, durch dessen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteste aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Christi zum Gegenstand ... Ich legte Goethen das ganz vergilbte, kaum noch zusammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen sah, erinnerte er sich des Gedichts wieder ..."

Endlich aber wird es durch Goethes Darstellung nicht völlig klar, ob auch der von Dr. Clauer nach dem Diktat des vierzehnjährigen Dichters niedergeschriebene „Joseph" in dieser ersten Niederschrift, oder, wie die Kirchenlieder, in einer zweiten „reinlichen Abschrift" dem „saubern Band" eingefügt worden ist: Widersprüche, Irrtümer und Unklarheiten, die belanglos sind für die Beurteilung des Dichtergenius Goethe, jetzt aber aus einem besonderen Anlaß Bedeutung erhielten — Nichtigkeiten, die zu Wichtigkeiten geworden sind.

das an Umfang größte seiner Frühzeit gewesen ist, sondern auch das für die geistige Entwickelung des Dichters allerwichtigste aus diesem Lebensabschnitt. In keinem der weiteren und überaus zahlreichen Denkmäler seines Schaffens tut er des Josephgedichts noch Erwähnung, und nicht mit einem einzigen Worte unterrichtet er den Leser von „Dichtung und Wahrheit", was aus dem Werke geworden, für das er mit so eingehenden und anscheinend genauen Angaben das Interesse wachgerufen hat. Dies darf umso seltsamer erscheinen, als ihm, da er seine Erinnerungen aufzeichnete (von 1808 an), auch seine Briefe an seine Schwester Cornelia aus dem Jahre 1767 als Material vorlagen. Und in einem dieser Briefe, dem aus dem Oktober desselben Jahres 1767, steht doch zu lesen, daß „der Joseph, wegen der vielen Gebete, die er zeitlebens getan hat, verdammt worden ist" zum Feuertode, den andere „Jugendsünden", die er mit ihren Namen anführt, bereits erlitten haben. Daß dies Urteil, von dem der achtzehnjährige Goethe in jenem Briefe spricht, auch vollzogen worden sei, bestätigt der sechzigjährige nicht. Er verzichtet vielmehr auf einen solchen Abschluß seines Berichts und läßt den Leser im unklaren über das Schicksal der Handschrift.

Jedenfalls ... und dies darf als feststehend angenommen werden ... galt sie ihm seit damals als verloren. Niemals wieder hat er sie gesehen. Sie gehörte ihm anno 1808 zu den Arbeiten, von denen er in der Einführung zu seinen Erinnerungen, die ursprünglich nichts anderes sein sollten als die Geschichte seiner Dichterwerke, die Worte sagt:

„Denn zuvörderst fehlt alles, woran ich mich zuerst geübt ..."

Und verschollen war und blieb der „Joseph" des vierzehnjährigen Knaben Wolfgang Goethe, verschollen wie die Josephbilder, die um 1760 Graf Thoranc, der Königsleutnant, nach dem ebenfalls verlorenen „umständlichen Aufsatz" des elfjährigen Wunderkindes hatte herstellen lassen ...

Art verfertigt hatte, eben so gut verdienten, komponiert und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Diese und mehrere dergleichen hatte ich seit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeschrieben, weil ich durch diese Privatübung von den Vorschriften des Schreibemeisters entbunden wurde. Nunmehr aber ward alles redigiert und in gute Ordnung gestellt, und es bedurfte keines großen Zuredens, um solche von jenem schreibelustigen jungen Manne reinlich abgeschrieben zu sehen. Ich eilte damit zum Buchbinder, und als ich gar bald den saubern Band meinem Vater überreichte, munterte er mich mit besonderem Wohlgefallen auf, alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern, welches er mit desto größerer Überzeugung tat, als ich das alles nur in sogenannten Nebenstunden geleistet hatte." [1]

Damit beschließt Goethe die Entstehungsgeschichte des „Joseph", um nie mehr auf sein Jugendwerk zurückzukommen, das nicht nur

[1] Dieser Absatz enthält bemerkenswerte Widersprüche und Irrtümer, die allerdings durchaus nicht verwunderlich sind. Nach Loeper, einem der gediegensten Erforscher von Goethes Leben und Schaffen, hatten zur Zeit der Joseph-Dichtung bekannte oder berühmte Autoren den Titel „Vermischte Gedichte" noch nicht gebraucht gehabt; solches geschah erst später, so daß Goethe sie hierin auch damals nicht hat nachahmen können.

Ferner scheint aus der Bemerkung über die Nichtaufnahme der Anakreontischen Gedichte (wegen ihrer Reimlosigkeit!) in den „Quartband", der als Hauptstück den „Joseph" enthalten sollte, hervorzugehn, daß auch der „Joseph" selbst, der von dem Verfasser der Erinnerungen kurz vorher als eine „prosaische" Arbeit, dann wieder als ein „prosaisch-episches Gedicht" und auch einfach als „Gedicht" bezeichnet wurde, aus gereimten Versen bestand.

Weiter muß sich, wiederum nach Loeper, Goethe in Bezug auf sein Vorbild für die Oden geirrt haben, da von Elias Schlegel ein „Jüngstes Gericht" nicht bekannt ist. Und das Gedicht: „Über die Höllenfahrt Christi" ist erst nach der Josephzeit u. zw. im Jahre 1765 verfaßt worden und gilt als „die älteste uns erhaltene selbständige Produktion Goethes" (R. M. Meyer).

Und darf man hier an Eckermanns Bericht in den „Gesprächen" vom 16. Februar 1826 erinnern? Der Getreue hatte „für Goethe ein sehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher schon erzählt hatte; ein Gedicht von ihm selbst, dessen er sich jedoch nicht mehr erinnerte, so tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfang des Jahres 1766 in den „Sichtbaren", einer damals in Frankfurt erschienenen Zeitschrift abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethes mit nach Weimar gebracht worden, durch dessen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteste aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Christi zum Gegenstand ... Ich legte Goethen das ganz vergilbte, kaum noch zusammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen sah, erinnerte er sich des Gedichts wieder ..."

Endlich aber wird es durch Goethes Darstellung nicht völlig klar, ob auch der von Dr. Clauer nach dem Diktat des vierzehnjährigen Dichters niedergeschriebene „Joseph" in dieser ersten Niederschrift, oder, wie die Kirchenlieder, in einer zweiten „reinlichen Abschrift" dem „saubern Band" eingefügt worden ist: Widersprüche, Irrtümer und Unklarheiten, die belanglos sind für die Beurteilung des Dichtergenius Goethe, jetzt aber aus einem besonderen Anlaß Bedeutung erhielten — Nichtigkeiten, die zu Wichtigkeiten geworden sind.

das an Umfang größte seiner Frühzeit gewesen ist, sondern auch das für die geistige Entwickelung des Dichters allerwichtigste aus diesem Lebensabschnitt. In keinem der weiteren und überaus zahlreichen Denkmäler seines Schaffens tut er des Josephgedichts noch Erwähnung, und nicht mit einem einzigen Worte unterrichtet er den Leser von „Dichtung und Wahrheit", was aus dem Werke geworden, für das er mit so eingehenden und anscheinend genauen Angaben das Interesse wachgerufen hat. Dies darf umso seltsamer erscheinen, als ihm, da er seine Erinnerungen aufzeichnete (von 1808 an), auch seine Briefe an seine Schwester Cornelia aus dem Jahre 1767 als Material vorlagen. Und in einem dieser Briefe, dem aus dem Oktober desselben Jahres 1767, steht doch zu lesen, daß „der Joseph, wegen der vielen Gebete, die er zeitlebens getan hat, verdammt worden ist" zum Feuertode, den andere „Jugendsünden", die er mit ihren Namen anführt, bereits erlitten haben. Daß dies Urteil, von dem der achtzehnjährige Goethe in jenem Briefe spricht, auch vollzogen worden sei, bestätigt der sechzigjährige nicht. Er verzichtet vielmehr auf einen solchen Abschluß seines Berichts und läßt den Leser im unklaren über das Schicksal der Handschrift.

Jedenfalls ... und dies darf als feststehend angenommen werden ... galt sie ihm seit damals als verloren. Niemals wieder hat er sie gesehen. Sie gehörte ihm anno 1808 zu den Arbeiten, von denen er in der Einführung zu seinen Erinnerungen, die ursprünglich nichts anderes sein sollten als die Geschichte seiner Dichterwerke, die Worte sagt:

„Denn zuvörderst fehlt alles, woran ich mich zuerst geübt ..."

Und verschollen war und blieb der „Joseph" des vierzehnjährigen Knaben Wolfgang Goethe, verschollen wie die Josephbilder, die um 1760 Graf Thoranc, der Königsleutnant, nach dem ebenfalls verlorenen „umständlichen Aufsatz" des elfjährigen Wunderkindes hatte herstellen lassen ...

III.

Zweierlei aber ist seither geschehen, das die Thoranc- und Joseph-Zeit Goethes dem Gedächtnis wiederum lebendig gemacht hat. Im Frühling des Jahres 1876 glückte es dem (seither verstorbenen) Münchener Kunstgelehrten und Sammler Dr. Martin Schubart, der damals in Cannes an der Riviera di Ponente weilte und bei der Lektüre von „Dichtung und Wahrheit" auf den Gedanken gekommen war, sich in dem nahen Provence-Städtchen Grasse um Nachrichten über den dorther stammenden Grafen Thoranc zu bemühen, glückte es ihm, sage ich, in dem genannten Orte, sowie ganz besonders zu Mouans, in dem Schlosse des Grafen Sartoux, eines Großneffen des Königsleutnants, die in Wolfgang Goethes Giebelstube am Hirschgraben zu Frankfurt a. M. um 1760 entstandenen Gemälde wieder aufzufinden[1].

Es waren ihrer weit über hundert, und unter ihnen fünf Bilder aus der Geschichte Josephs, die sich jetzt, wie die anderen auch, seit einigen Jahren schon im Frankfurter Goethe-Museum befinden.

Die Echtheit dieser Gemälde ist niemals angezweifelt worden — im Gegenteil! Man nahm sie, wie die Nachrichten Schubarts, mit großer Freude auf als unwiderlegliche Bestätigung dessen, was der Große von Weimar aus seiner Knabenzeit in „Dichtung und Wahrheit"

[1] Er berichtet darüber in einem der schönsten Bücher zur Goethe-Literatur: „François de Théas Comte de Thoranc, Goethes Königsleutnant", München, Verlagsanstalt J. Bruckmann A.-G., 1896, einer Schrift, die außerordentlich interessante Mitteilungen enthält über die späteren Schicksale des erst 1794 (am 27. Thermidor des Jahres II der Republik) zu Grasse verstorbenen (vielleicht guillotinierten) ci-devant maréchal des camps et des armées du roi, über seine in späterem Lebensalter geschlossene Ehe und über seine Nachkommen. Nach derselben Quelle sei die charakteristische Einzelheit erwähnt, daß die Tochter Thorancs, vermählt mit dem Marquis de l'Escarène, die Tante des Grafen Sartoux, sich (nach dessen Angabe) wiederholt mit Bitterkeit über die auf Goethe zurückgehende irrtümliche Beurteilung ihres Vaters ausgesprochen habe.

erzählt hatte: als Ergänzung dazu und auch als Berichtigung kleiner Irrtümer in den Einzelheiten seines aus der Erinnerung geschöpften Berichts. Und in den Erläuterungen zu Goethes Lebensbuche spielen sie seitdem eine nicht unerhebliche Rolle. Nur in einem Punkte sind sie bisher nicht genügend berücksichtigt worden: daß sie nämlich mehr und sichereres bringen zu „Joseph", dem Frühwerk Goethes, als dieser selbst mitteilte oder der Aufzeichnung für wert hielt, da er, sonst sehr ausführlich, mit seiner verschollenen Jugenddichtung sich beschäftigte.

Allerdings: Es fehlte ein dringender Anlaß zu solcher Berücksichtigung. Nun aber ist er da ...

Vor einigen Monaten, im September 1920, wurde der Öffentlichkeit bekannt, daß zu Altona eine Handschrift aufgefunden worden ist, in der ein um die literarische Wissenschaft verdienter Mann: Professor Dr. Paul Piper, Goethes „Joseph" zu erkennen glaubt.

Das Werk ist inzwischen erschienen[1]: ein Buch, 174 Seiten stark, mit mehr als fünftausend Versen (meist Alexandrinern), die in der der Vorlage eigentümlichen, zuweilen sehr fehlerhaften Rechtschreibung und mit allen ihren grammatikalischen Mängeln getreu wiedergegeben sind.

Die Dichtung, in fünf Teile gegliedert, denen sich nachträgliche Verbesserungen (durch den Dichter) anschließen, wird eingeleitet durch ein Vorwort, worin der gelehrte Forscher neben einem Bericht über die äußere Gestalt des vom Alter zermürbten und auch sonst beschädigten Dokuments (siehe: Tafel 21) und seine Herkunft, die — auch nach seiner eigenen Meinung nicht erschöpfenden — Nachweise gibt für seine bis zur vollen, meinetwegen „gefühlsmäßigen" Überzeugung gewordene Annahme, jenen „Joseph" gefunden zu haben, den (zwischen 1762 und 1764) der dreizehn- und vierzehnjährige Wolfgang Goethe dem „durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig gewordenen" Dr. Clauer in seinem Vaterhause diktiert hat. Der Dichtung folgt ein Verzeichnis der

[1] „Joseph", Goethes erste große Jugenddichtung, wieder aufgefunden und zum ersten Male herausgegeben von Professor Dr. Paul Piper. Faksimile-Ausgabe. 1920. W. Gente, Wissenschaftlicher Verlag, Hamburg.

Lesarten. Sehr eingehende sprachliche und metrische Bemerkungen, sowie sechs Proben aus der Original-Handschrift beschließen das stattliche Buch, das nach seinem Erscheinen einen scharfen, im weiteren Verlauf fast leidenschaftlich geführten und immer noch andauernden Streit der Meinungen hervorgerufen hat. Einen Streit, der für den unbefangenen, aber aufmerksamen Beobachter freilich, neben mancherlei Anregung, auch sein wunderliches und ergötzliches haben mag, weil er so sehr ungleich scheint.

Man denke! Dem Entdecker der Handschrift, Professor Piper-Altona, dessen literarisches Arbeits-Sondergebiet bisher das ältere deutsche Schrifttum, keineswegs aber Goethe gewesen, stehen die ersten, die allerersten Vertreter der berufsmäßigen Goetheforschung gegenüber! Als Gegner! Namen hohen Klangs zum Teil! Männer, die in Weimar gelten und an den Universitäten und zweifellos den Ruhm, außerordentliches zu leisten in ihrem Fache, mit Recht verdienen. Und auf der andern Seite: so ein kleiner Gymnasial-Oberlehrer a. D. Nicht wahr? ... Archivar der Stadt Altona im Nebenamt ... Ein alter Herr von 77 Jahren, sonst aber ... natürlich! ... ein sehr, sehr braver Staatsbürger.

Dies und dergleichen mischt sich, spottender Weis', ein bißchen gutmütig, ein bißchen ironisch, ein bißchen bösartig in die kritischen Besprechungen der Piperschen Vorrede und der sprachlichen Bemerkungen zu der Dichtung von Joseph. Von Höhen herab wird gesprochen. Wo aber ein Argument des Altonaer Gymnasialprofessors für seine Ansicht: bei dieser ihm ohne Titel und ohne jede Andeutung eines Verfassernamens überlieferten Handschrift könne es sich um nichts anderes handeln, als um Goethes verlorenes Frühwerk, wo ein Argument besonders schwach oder verfehlt ist, wird sogar ein Späßchen riskiert und etwa geschrieben: solches sei nur „cum grano piperis" zu verstehen ... Piper: der Pfeffer, der hier das Salz ersetzen soll. Schadenfrohe Zeitgenossen nehmen den Witz schmunzelnd zur Kenntnis, und Studenten im Kolleg würden ihn sicherlich mit sekundenlangem Beifallsgetrampel begleiten ...

Und dem „Piper-Goethe" geht es noch schlimmer. Nichts gutes fast bleibt an ihm. Ein Schmarren! Und wenn der vierzehnjährige Wolfgang anno 1763 seinem Papa mit diesem Manuskript gekommen wäre, so hätte ihm's der alte Herr um die Ohren geschlagen! Und so ... Keine Spur von Goethes Art und Geist und Sprache und Genie ...

Dabei gibt es Zitate und Zitätchen. Natürlich aus dem unzweifelhaft echten und beglaubigten Goethe, aus dem man, wie aus der Heiligen Schrift, in seiner Allgemeingültigkeit alles holen kann, für alles und jeden und gegen alles und jeden, halbwegs geschickte Aus- und Unterlegungen vorausgesetzt. Zum Beispiel:

„Verständige Leute kannst du irren sehn,
In Sachen nämlich, die sie nicht verstehn ..."

Diesmal soll sich's eben auf den Professor Piper beziehen. In Sachen Goethe! Und mitgetroffen fühlen mögen sich jene, die zwar von des Entdeckers Beweisführung nicht völlig, mehr aber auf jeden Fall von den 5000 Versen des epischen Gedichts „Joseph" und allerlei anderem, das ihnen noch gewichtiger erscheint, verführt werden, Wolfgang Goethes Autorschaft für wahrscheinlich zu halten. Es sind dies Presseleute, die unter dem Strich der Gazetten rumoren: so der in hoher Wertschätzung stehende, ausgezeichnete Literatur-Historiker Dr. Albert Malte Wagner, der als literarischer und wissenschaftlicher Leiter des „Hamburger Fremdenblattes", in dieser Zeitung als erster für den „Joseph" und seinen Entdecker eintrat; wie wir ihm überhaupt die ersten Nachrichten über die Dichtung zu verdanken haben. Ihm sich anschließend in der „Hamburger Illustrierten Zeitung" Dr. phil. A. Sokolowsky. Ferner Dr. Wilhelm Michel von der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" in Berlin; dazu ein Novellenschreiber und — als Gegengewicht zu anderen Zeitungsmännern, die den zünftigen Goethegelehrten gefolgt sind und ihre Pfeile gen Altona loslassen — ein wirklicher Privatdozent: Dr. Walter A. Berendsohn an der Universität Hamburg. Kurz: der offiziellen Wissenschaft standen und stehen in

unserer Streitfrage im großen und ganzen, sozusagen: die Amateure, die Goethe-Liebhaber gegenüber.

Aber — wunderlich! — gerade „in Sachen Goethe" und — noch wunderlicher! — gerade in der Joseph-Angelegenheit hat schon einmal der Amateur dem eingeschworenen Fachmann den „Rang abgelaufen", wenn es gestattet ist, diese verwaschene Wortprägung anzuwenden. Und just jener Dr. Martin Schubart, von dem schon die Rede war, just dieser Schubart, ein Amateur, war es; derselbe, der jetzt mit seiner Entdeckung von 1876 denen zu Hilfe kommt, die den „Joseph" der Altonaer Handschrift dem jungen Goethe zuschreiben möchten.

Der Fall ist des Wiedererzählens nicht unwert.

Schubarts Entdeckung der 1760 zu Frankfurt gemalten Bilder in Grasse und Mouans fällt in das Frühjahr 1876. Aber der Münchner Kunstfreund war keineswegs der Erste, der auf den Gedanken gekommen war, jenen Gemälden nachzuforschen. Den gleichen glücklichen Gedanken hatte schon zwei Jahre vorher (1874), wenn auch aus anderen Gründen, nämlich literarischen, Gustav von Loeper, der ausgezeichnete Goethekenner, der zu jener Zeit „Dichtung und Wahrheit" für die bekannte Hempelsche Ausgabe von Goethes Werken kommentierte. Dies ist sein (freilich erst Ende 1876 erschienener) Bericht über das Ergebnis seiner Nachforschungen an Ort und Stelle:

„Der Graf Thorane war nicht von Grasse, wie Goethe erzählt, sondern von dem Schlosse Mouans bei Grasse gebürtig. Es muß daher (in „Dichtung und Wahrheit") heißen: in dem Schlosse bei Grasse. Der Herausgeber hat dies Schloß (Château de Thorane à Mouans-Sartoux) im Dezember 1874 besucht, ohne jedoch in der reichen Gemäldesammlung des jetzigen Besitzers eines der Bilder Frankfurter Meister, von welchen Goethe spricht, aufzufinden ..."

Das scheint umso seltsamer, als, wie Schubart berichtet, „die reiche Gemäldesammlung des jetzigen Besitzers mit ganz verschwindenden Ausnahmen, einigen italienischen Gemälden und ein paar Kopien nach älteren Italienern, schlechterdings nur aus Bildern der

Frankfurter Künstler bestand, die dem Thorancschen Erbe entstammten".

Schubart, der von dem im Dezember 1876 veröffentlichten Loeperschen Bericht im Frühjahr desselben Jahres keine Ahnung haben konnte, schreibt in seinem Thoranc-Buche: „Hätte ich die Stelle gekannt, so würde ich wahrscheinlich zu dem Plane weiterer Nachforschung, den ich sogleich faßte, gar nicht gekommen sein. Denn daß diese nachträgliche Mitteilung Loepers leider fast nur irrtümliche Angaben enthält, konnte ich damals eben auch noch nicht wissen ..."

Er selber aber sah bei seinem Eintritt in das Schlößchen zu Mouans schon im Vor- und Treppenhaus die Bilder der Frankfurter Maler Trautmann, Schütz, Junker, Hirt ohne Rahmen und ohne Ordnung herumhängen. Und im Speisesaal im Erdgeschoß: Bilder über Bilder! ... „Außerdem hing da unter anderen, gleichfalls ohne Rahmen, ganz so, wie es in Grasse aus der Wand genommen sein mochte, ein großes, figurenreiches Gemälde, das ich mir auch ohne die Bemerkung des wohlunterrichteten Führers (des Grafen Sartoux selbst) gedeutet hätte. Auf der erhöhten Rampe eines etwas phantastisch aufgefaßten antiken Bauwerks steht da in reicher Kleidung Joseph, gewissermaßen als Königsleutnant von Egypten, Statthalter und Vertreter des Pharao, um den zu seinen Füßen an einem großen, runden Steintische durch Beamte sich vollziehenden Verkauf des von den sieben guten Jahren her aufgespeicherten Getreides zu überwachen." Weitere Joseph-Bilder fand Schubart im Arbeitszimmer des Grafen, das Loeper vielleicht nicht betreten hatte.

Immerhin: seltsam, höchst seltsam! Und es ist ein wahres Glück, daß der Amateur Schubart bei dem literarischen Fachmann Gustav von Loeper, den er so hoch verehrte und dessen bis dahin, bis zum Frühjahr 1876, erschienenen Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit" er studiert hatte, nicht erst Erkundigungen einzog, ehe er von Cannes nach Grasse und dann, eine Station zurück, nach Mouans fuhr ...

Was aber, fragt er, „was hat Herr von Loeper also eigentlich gesehn? Wir sind gezwungen anzunehmen, daß er ohne jede Anschauung und Kenntnis der besagten Maler und ihrer Werke vor die rahmenlosen Bilder in Mouans getreten sei und unter ihnen als buchstabengläubiger, allzu gewissenhafter Kommentator, irregeleitet durch Goethe selbst, nach Bildern völlig unkünstlerischen Charakters gefahndet habe ... Dergleichen war nun eben nicht vorhanden, und so mochten ihm nach seiner Meinung niederländische, nicht aber Frankfurter und Darmstädter Figuren- und Landschaftsbilder entgegengetreten sein. Daher fand er auch „nicht eines der Bilder, von welchen Goethe spricht". Den im ganzen wohlunterrichteten Grafen Sartoux hat er dabei sicherlich nicht zum Führer gehabt — — —".

Es wird sich erweisen, ob nicht auch im Jahre 1921 „buchstabengläubige, allzu gewissenhafte Kommentatoren, irregeleitet durch Goethe selbst" (in einigen Punkten wenigstens), wie Loeper vor das Joseph-Bild, so vor die zu Altona von dem „Amateur" Paul Piper aufgefundene Joseph-Dichtung getreten sind.

Oder ob sie sie betrachtet haben unbefangenen Blicks und mit jenem „gewissen Grad von Einbildungskraft", die Goethe auch von dem Philologen verlangt und welche dem Entdecker der Handschrift ohne weiteres zuzusprechen ist und, wenn auch nicht in wohlwollendem Sinne, in höchsten Graden zugesprochen wurde. Wobei sich da und dort das andere Goethewort als treffend erwies: „Die Gelehrten sind meist gehässig, wenn sie widerlegen ..."

Nun, wir werden sehn, wie's ihnen geraten ist.

J. G. Trautmann (um 1760). J. Bruckmann A.-G., München.

Joseph als Statthalter den Getreideverkauf überwachend
(zu Abschnitt VII)

IV.

Gute, beste und allerbeste Namen muß ich jetzt nennen; die Namen anerkannter und wohl auch sich gegenseitig anerkennender Größen aus dem Gebiete der Goetheforschung: die Professoren Otto Pniower (Berlin), Julius Petersen (Frankfurt a. M.), Otto Heuer vom Goethe-Museum (ebenda), Georg Witkowski (Leipzig), Albert Leitzmann (Jena), Julius Wahle, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar — — —

Und ich muß hinzufügen, daß diese führenden und hervorragenden Vertreter der Goethe-Wissenschaft, sowie andere, nicht minder tüchtig, wenn auch weniger berühmt, die ihnen folgten, sich insgesamt *gegen* die entdeckte Joseph-Dichtung ausgesprochen haben.

Wohlverstanden: ausgesprochen nicht allein gegen Professor Pipers Beweisführung, die, wie schon gesagt wurde, ihre Mängel hat und schon deshalb haben muß, weil es sich hier (bei dem Fehlen einer zweiten Niederschrift des Werkes und irgendwelcher sonstiger Beglaubigungen) nur um einen Indizienbeweis handeln kann, der niemals das Letzte greifbar enthüllt; sondern ausgesprochen auch gegen jede *Wahrscheinlichkeit*, daß die 5000 Verse dieses „Joseph" mit dem vierzehnjährigen Wunderknaben Wolfgang in irgendwelchem Zusammenhang stehen könnten.

Ihr Wort ist: Das Altonaer Josephwerk stammt nicht von Goethe! ...

In der Begründung dieses ihres endgültigen und unumstößlichen Urteils aber sind die Schriftgelehrten, deren guten Glauben anzuzweifeln völlig unberechtigt wäre, von einer erstaunlichen Einhelligkeit der Argumente, mag der eine auch diesen, der andere jenen Punkt mehr in den Vordergrund

seiner Betrachtungen rücken. Im Angesicht solcher Geschlossenheit der am Kampfe beteiligten Autoritäten gegen den alten Herrn in Altona, der freilich nicht der Erstbeste ist, mag es gewagt erscheinen, mit Zweifeln und Bedenken gegen das vernichtende Verdikt hervorzutreten. Indes: neue, bisher verborgene oder übersehene, oder auch nicht richtig eingeschätzte Tatsachen begründen in jedem Verfahren das Verlangen nach Überprüfung des gefällten Urteils. Kein Gerichtshof darf solches ablehnen: vielleicht nicht einmal ein literarischer. Vielleicht . . .

Diese neuen Tatsachen werde ich mitteilen.

Die Wege, die mich zu ihnen führten, sind dieselben, die Martin Schubart gegangen ist. Wie er, folgte ich lediglich den Spuren, die Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" zurückließ, und mein allererster Erfolg war die „Entdeckung" des Schubartschen Buches über den Grafen Thorane, das ich bis dahin nicht gekannt hatte, und der in ihm enthaltenen Bilder aus der Joseph-Geschichte, die sich mir, neben anderem, von dem noch ausführlich die Rede sein wird, als Zeugen für Paul Piper und die Goethe-Echtheit seines Fundes darbieten.

Erst aber ist es nötig und nützlich, über den augenblicklichen Stand des Streites um „Joseph" zu berichten.

Wobei ich zunächst davon absehen möchte, die äußere Gestalt des Altonaer Dokuments zum Gegenstand einer Betrachtung zu machen: nicht, weil es mir so bequemer ist, sondern weil ich von Handschriftenvergleichung und sonstigen graphologischen Künsten gar zu wenig verstehe und überdies, wie schon erwähnt, der Meinung bin, daß dem „artigen Quartband" für den Herrn Rat Goethe möglicherweise auch „ein redigierter und in gute Ordnung gestellter" Joseph eingefügt worden ist, ein anderer also, als der vorliegende; nämlich eine saubere Kopie von ihm, die besser zu der „reinlichen Abschrift" der in gereimten Versen gedichteten Oden gepaßt haben mag. Was indes das heftigst bestrittene „Quartformat" der Altonaer Handschrift betrifft, so möchte ich, so unwesentlich mir dies auch erscheint, darauf aufmerksam machen, daß es sich da um auseinander gefaltete Quartbogen handelt, die ihrer

neuen Länge nach gebrochen wurden. Die von Piper angegebenen Maße erweisen das ohne weiteres; sie entsprechen sogar den auch heute noch bestehenden Postformaten.

In Bezug auf den außergewöhnlichen, eigentlich sehr verwunderlichen Umfang der Dichtung selbst ist, soweit ich die in Zeitschriften und Tagesblättern erschienenen kritischen Aufsätze verfolgen konnte, von keiner ernstzunehmenden Seite eine Einwendung erfolgt. Man läßt die 174 Druckseiten („Iphigenie" hat in der Jubiläums-Ausgabe nur deren 83 und ist dabei etwas weitläufiger gesetzt) allgemein gelten. Es ist nicht übersehen worden, daß in Goethes Lebenserinnerungen auf einen ungewöhnlichen Umfang hingewiesen wird. Worte, wie: „höchst voluminös", „ein so großes Werk", „das täglich mehr aufquellende Manuskript" sind unzweideutig genug. Die Möglichkeit, daß ein Vierzehnjähriger ein Werk dieses Umfangs ausarbeiten und sogar diktieren konnte, wird demnach zugegeben.

Nicht zugegeben wird dagegen, daß Goethe den „Joseph" in Versen verfaßt haben könne, da er doch von einer „prosaischen Behandlung" des Stoffes spricht. So unzweideutig ist dieser Punkt aber keineswegs wie der erste. Will man schon auf das „wörtliche" Wort schwören, so kommt einem der bald folgende Ausdruck „jenes biblische, prosaisch-epische Gedicht" in die Quere, und die Mitteilung, der den „Joseph" als Hauptstück enthaltende Quartband sollte den Titel „Vermischte Gedichte" erhalten, stimmt noch bedenklicher. Zudem ist ein von Professor Piper in seinem Vorwort mitgeteilter Brief des siebzehnjährigen Goethe an seine Schwester Cornelia erhalten (vom 11. Mai 1767), in dem er des „Joseph" im Zusammenhang mit der von ihm seit dem zehnten Lebensjahre geübten Verseschreiberei gedenkt.

Auf diesen Brief berufen sich Pipers Gegner aus sehr begreiflichen Ursachen nicht, wohl aber auf einen anderen vom Oktober desselben Jahres 1767, der aus inneren Gründen gegen die Echtheit des „Joseph" als eines Goethewerkes zu sprechen scheint. Dort heißt es

zwar (worauf Piper hinweist) im Anschluß an die Mitteilung, daß der Joseph zum Feuer verdammt worden sei: „Es ist ein erbauliches Buch“ (und nicht etwa: war), dann aber: „Joseph hat nichts zu tuhn als zu beten!“ Und weiter: „Wir haben hier manchmal über die Einfalt des Kindes gelacht, das ein so frommes Werk schreiben konte.“... Dem gegenüber wird immer wieder hervorgehoben, daß der Joseph der Altonaer Handschrift keineswegs „immer bete“. Ich werde weiterhin auch auf diesen Punkt zurückkommen, möchte jedoch hier schon auf eine Kleinigkeit hindeuten:

Daß die von Martin Schubart in Mouans entdeckten, nach Goethes „umständlichen Aufsatz“ von den Malern des Grafen Thoranc hergestellten Bilder aus der Joseph-Geschichte echt und keine Fälschungen sind, ist niemals bestritten worden. Nun betrachte man diese Bilder (sie schmücken diese Schrift) so aufmerksam, wie nur möglich! Wo ist hier ein „immer betender“ Joseph zu sehen? Eine Spur davon müßte sich doch in diese Darstellungen verirrt haben. Goethe wird sich ja, sollte man denken, den Joseph auch schon in seinem Aufsatz als einen stets Gebete verrichtenden Jüngling und Mann vorgestellt und eine solche Eigentümlichkeit seines Helden nicht erst für sein episches Gedicht entdeckt haben. Einen Hauch dieser Anschauung müßten am Ende die nach dem Aufsatz verfertigten Gemälde zeigen ... Dergleichen ist aber nicht der Fall. Daß der Rahelsohn in dem „Joseph“ von Altona gerade genug und immer dort betet, wo es am Platze ist: wenn er sich nämlich in Not befindet, sei nur nebenher erwähnt. Und schon diese Gebete stellen, der Bibel gegenüber, die einen betenden Joseph überhaupt nicht kennt, „Inzidenzien und Episoden“ dar. Wie in der Heiligen Schrift bleibt Joseph auch hier bis zum letzten Vers ein „frommer“ Mann, selbst in seinem Glücke, aber von Gebeten ist dann keine Rede mehr. Zweifellos enthält die Briefstelle, wie Piper mit feinem Verständnis für die Jünglingsseele ausführt, eine Übertreibung, und Goethe selbst, dem doch die Briefe seiner Schwester vor Augen waren, als er das Material für seine Bekenntnisse sich

zurechtlegte, hat, ein Sechzigjähriger, den Helden seiner Dichtung anders charakterisiert, als der Achtzehnjährige es tat im Vollgefühl neuer Erkenntnisse und geistiger Fortschritte. Der war eben in dem Alter, da man auf das Tun und Treiben Vierzehnjähriger als auf furchtbare Kindereien herabsieht. Und wie war er fortgeschritten seither! „Wir haben über die Einfalt des Kindes gelacht ...“ und gleich dazu: „Es ist noch nicht vier Jahre her, daß er („Joseph“) zur Welt kam ...“

Wichtigeres kommt sodann in der Beweisführung gegen die Echtheit zur Sprache. Da der Einwand sich fast überall wiederholt, sei die am schärfsten geprägte Fassung (aus dem Aufsatz „Eine literarische Entdeckung“ von Professor Otto Pniower im „Berliner Tageblatt“) wiedergegeben:

„Wie aber steht es mit der dichterischen Behandlung? Herrscht in ihr der Geist, den wir dem Knaben Goethe zutrauen können? Wie in dieser Beziehung das verlorene Epos beschaffen war, darüber sind wir nicht ganz ohne Nachrichten. An der schon zitierten Stelle von „Dichtung und Wahrheit“ erzählt Goethe, daß er versucht habe, die Charaktere zu sondern und auszumalen sowie durch Einschaltung von Inzidenzien und Episoden die alte, einfache Geschichte zu einem neuen und selbständigen Werke zu machen. Davon trifft nichts auf das vorliegende Joseph-Epos zu. Weder sind die Charaktere gesondert und ausgemalt, noch kann man sagen, daß aus der biblischen Erzählung ein neues und selbständiges Werk geworden ist. Vielmehr hält sich der Verfasser ganz sklavisch, zuweilen buchstäblich an die Vorlage mit allen ihren Mängeln der naiven Erzählungstechnik, ihren Wiederholungen und störenden Retardationen. Nur verwässert er sie durch eine unendliche Breite.“

Der letzte Satz mag stimmen, manches andere auch, das eine literarische Wertung des epischen Gedichts ausspricht. Aber solche Dinge stehen hier nicht in Frage. Ob Goethes verlorenes Jugendwerk (angenommen die Altonaer Handschrift wäre es nicht), ob die verschollene Dichtung

gut oder schlecht, ob sie besser oder schlechter gewesen, als die aufgefundene, können wir durchaus nicht wissen und behaupten. Daß ein „neues und selbständiges Werk“ dem vierzehnjährigen Genie gelungen sei, stellt Goethe selbst in Abrede: es wäre unbillig, dergleichen Qualitäten von dem „Pseudo“-Joseph zu verlangen ... In den Punkten aber, die Tatsächliches ins Feld führen und andeuten, befindet sich der Verfasser der mitgeteilten Kritik in einem recht betrübsamen Irrtum. In einem Irrtum, der zurückzuführen ist auf eine anscheinend sehr geringe Belesenheit in der Bibel. Der Gelehrte, zweifellos ein hervorragender Kenner Goethes und aller seiner Schriften, deren er eine Anzahl für die Jubiläumsausgabe mit trefflichen Noten versehen hat, hat sich leider nicht die Mühe genommen, die zehn Abschnitte,[1] die in der Heiligen Schrift die Geschichte Josephs erzählen, jenen wundervollsten Roman der gesamten Weltliteratur, genauer durchzulesen, ehe er ein Werk betrachtete, das seinen Vorwurf diesen Kapiteln entnimmt. Er hätte sonst unbedingt finden müssen, daß der Verfasser des Joseph-Gedichts sich allerdings, wenn auch zuweilen „buchstäblich“ so doch nur dort an seine Vorlage hält, wo er auf sie allein angewiesen ist. Und ganz besonders; wo sie nicht „zu kurz“ erscheint. Er hätte erkennen müssen, daß diese Vorlage, die in wesentlichen Momenten recht lakonisch ist, eine große Reihe von Lücken enthält, zumal gern aus dem Wege geht jeder Motivierung und Ausmalung von Zuständen und Vorgängen. Es wäre ihm dann durchaus nicht schwer geworden festzustellen, daß der Dichter überall dort, wo seine liebe Bibel ihn im Stiche ließ, wo ihre Erzählung „zu kurz“ ist, alles das hinzuzutun suchte, was hier ein des Heiligen Buches Unkundiger vermißt. In die Lücken schaltete der Verfasser unseres Altonaer „Joseph“, ob es nun Goethe war oder sonstwer, eben das, was man, ist es nur nicht übersehen worden, selbst bei dem übelsten Willen gar nicht anders bezeichnen kann, als mit den Ausdrücken aus „Dichtung und Wahrheit“: nämlich „Inzidenzien und Episoden“. Aufs Geratewohl gebe ich ein Beispiel davon:

[1] 1. Buch Mose, Kapitel 37 bis 46.

In der Bibel ist zu lesen:

„... und Potiphar, ein egyptischer Mann, des Pharao Kämmerer und Hauptmann, kaufte ihn von den Ismaeliten ...“ I., 39, 1.

Das ist alles. Was ist nun aus diesem Halbvers bei dem „Joseph“-Dichter geworden, der sich „ganz sklavisch an die Vorlage hält“?

Er gibt zunächst eine (sehr naive) Schilderung der Nil-Stadt Memphis und ihrer Bedeutung für den Handel; schließt daran, charakteristische Züge kurz hervorhebend, eine lebendige Schilderei des Markttreibens; bringt das Auftreten Potiphars, der sich ganz sachlich nach Josephs Qualitäten erkundigt und eine etwas schönfärberische Auskunft erhält, da die Ismaeliten Eigenschaften des jungen Mannes rühmen, die sie so eingehend noch nicht erprobt haben können. Und weiter: Potiphar bringt den ohne Feilschen angekauften Joseph in sein Haus und stellt ihn seiner Gemahlin Saphira vor. Diese aber scheint zunächst etwas mißtrauisch. Nicht so gegen den jungen Sklaven, sondern gegen den Herrn Gemahl, dem sie eine besondere Tüchtigkeit im Einkauf nicht zuzutrauen scheint. Sie fragt: wo er denn den jungen Menschen erstanden habe, und ob „er auch wert das Geld, das du für ihn gezahlt“? Worauf Potiphar mit seiner Geschicklichkeit im Einkaufen prahlt, wie nur irgendein Ehegatte, der sich bei seiner Frau in ein gutes Licht setzen möchte: Es war nicht leicht ... beinahe hätte man mir ihn vor der Nase weggeschnappt ... aber weil ich ein so angesehener Mann bin ... usw. Es folgt eine Unterhaltung zwischen Joseph und seiner Herrin, die ihm recht mütterlich Trost und Mut zuspricht ...

Ich frage Unbefangene: heißt das, „sich ganz sklavisch an seine Vorlage halten“? ... heißt das, „weder Charaktere sondern und ausmalen, noch etwas neues und selbständiges“ zu schaffen suchen? Haben wir da nicht gleich ein Bündel von „Inzidenzien und Episoden“, sie mögen immerhin sein, wie sie wollen? Und daß sie nicht gar so übel sind, braucht doch nicht gleich gegen den vierzehnjährigen Goethe zu sprechen! Aber freilich, Gustav von Loeper, der kenntnisreichste unter

den Erforschern und Erklärern von „Dichtung und Wahrheit“, stand vor den Frankfurter Bildern zu Mouans bei Grasse in der Provence, stand vor dem größten Josephbilde, und ... sah und erkannte nicht dies, nicht jene ...

Die Kritiker des Altonaer „Joseph“ sahen und erkannten auch anderes nicht, das ihnen eigentlich hätte als nicht unbedeutsam auffallen müssen:

In das epische Gedicht von „Joseph“ sind, öfter als es sich für ein erzählendes Werk schickt, dramatische Auftritte eingebaut und sogar mit (allerdings sparsamen) Regiebemerkungen versehen, wie: „Die Söhne kommen zu Hause“, „Joseph spricht bey sich selbst“ usw. Ist solches nicht recht seltsam? Fast die ganze Verführungsgeschichte im Hause Potiphar ist dramatisch, d. h. in szenischer Anordnung gegeben ... Und alle diese Szenen enthalten, der Bibel nur dort „sklavisch“ folgend, wo der Dichter sie benutzt, besser: wo sie dem Dichter „Details“ gibt, alle diese Szenen enthalten neue Inzidenzien und Episoden, von denen das Heilige Buch nichts weiß und die sich in ihre Lücken einschalten.

Daß diese dramatischen Auftritte, die in allen fünf Teilen des Joseph-Epos sich wiederholen und weitaus den größten Raum einnehmen, Nachahmungen sind, habe ich schon an anderer Stelle nachgewiesen: in meinem Buche: „Der Fall Potiphar“,[1] der das gesamte Stoffgebiet der Joseph-Bearbeitungen von der Bibel bis auf unsere Tage, unter besonderer Berücksichtigung des Problems von der Versucherin, behandelt. Dort ist ausgeführt und durch Beispiele genugsam belegt, daß der Verfasser des „Joseph“, er sei nun Goethe oder nicht, neben der Bibel, der er stets den Vorrang ließ, neben den Kapiteln 37 bis 46 der Genesis, sehr wesentlich und sehr ausgiebig ein Drama als Quelle benutzt und daraus wichtige Motive in seine Erzählung herübergenommen hat, und zwar in der szenischen Fassung, in der sie sich ihm darboten.

Ich vermochte und vermag dieses Drama selbst, dessen Ursprünge im 16. Jahrhundert wir kennen, allerdings nicht festzustellen, was

[1] Schnitzer, „Der Fall Potiphar“, W. Gente, Wissenschaftlicher Verlag, Hamburg 1921. Mit Reproduktionen der Gemälde von Cignani, Rembrandt und Murillo.

seine Gründe hat, die an der Tatsache selbst nichts ändern können. Im sechzehnten Jahrhundert (und auch späterhin bis zu Ende des achtzehnten) sind überaus zahlreiche Joseph-Dramen verfaßt worden, lateinische sowohl wie deutsche, auch französische, italienische und spanische. Aber bis auf wenige von ihnen, die als Originale bezeichnet werden dürfen, benutzen gerade die deutschen jede vorhergegangene Dichtung als „Quelle“. Sie übernehmen zwanglos und ohne jede Scheu aus ihr, was ihnen nur passen mag, schreiben sie, die Verse umdichtend, aus und fügen je nach ihrer Begabung und Phantasie, nach ihrem Witz oder ihren der Zeit und Gegend entsprechenden ethischen Anschauungen aus eigenem hinzu, was ihnen genehm ist. Nur daß gewisse charakteristische Wendungen immer wiederkehren und der Geist der allerletzten Quelle über den folgenden Nachbildungen und Ausgestaltungen schwebt. Die für den Altonaer „Joseph“ benutzte dramatische Dichtung geht auf diesem Wege (für die Potiphar-Episode wenigstens) auf des holländischen Jesuiten Cornelius Crocus lateinische „Comoedia sacra cui titulus Joseph“, erschienen 1530 zu Amsterdam, zurück, die eben nur die Potiphar-Geschichte zum Gegenstande hat. Für die anderen Teile ist den deutschen Dramen anscheinend ein italienisches Joseph-Stück (von Pandolfo Collenucio) das Muster gewesen, dessen Spuren sich von dem ersten Nachahmer des Crocus, dem Schweizer Hans von Rüte (1538), durch alle folgenden bis auf die Altonaer Dichtung verfolgen lassen. In diesem Punkte muß ich auf meine Ausführungen im „Fall Potiphar“ verweisen. Wobei ich, um einige in der Kritik hervorgetretene Mißverständnisse zu berichtigen, nochmals betone, daß der Verfasser des „Joseph“ nicht mehrere oder gar alle Joseph-Dramen durchstudiert, sondern eben nur jenes eine Stück benutzt hat, das alles wesentliche seinen Vorgängern aus dem sechzehnten Jahrhundert entnommen hatte.

Immerhin wird es sich als nützlich erweisen, daß ich hier wenigstens andeutungsweise diesen Gegenstand behandle.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gewichtige Einwände gegen die Autorschaft Goethes bergen die von fast allen Kritikern hervorgehobenen sprachlichen Eigentümlichkeiten der Handschrift, deren Inhalt andauernd (ich gebe wiederum das schärfste Wort wieder — es hat den ausgezeichneten Forscher Professor Albert Leitzmann, Jena, zu seinem Urheber) „das Machwerk irgendeines Poetasters" genannt wird. Die Sprache, heißt es da, mit ihren grammatikalischen Mängeln, weise nicht nur weit weg von Frankfurt am Main und ins Niederdeutsche hinein, nach Leitzmann in erster Reihe in „das ostfälisch-engrische Gebiet", also zwischen Mittelelbe und Mittelweser, sondern verrate auch, wo der Schöpfer dieses Epos zu finden sei, der nicht weniger als 628 mal den Dativ mit dem Akkusativ verwechselt habe in den 5000 Verszeilen seines „Joseph", und zudem noch die Zeit, „in der er seine holprigen Alexandriner zusammenreimte". Danach lebte der Mann, dessen Mundart sich mit der von Göttingen-Grubenhagen auf das engste berührte, wenigstens ein halbes Jahrhundert früher als Goethes Kinderjahre . . . Der Sprach- und Stilcharakter des ganzen Werkes sei für die Goethesche Jugendzeit viel zu altertümlich: er hänge überall aufs engste zusammen mit den maßgebenden Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts, mit Opitz, Logau, Grimmelshausen, Moscherosch, Gryphius, Weise u. a. Kurz der Verfasser des „Joseph" war ein „ungebildeter ostfälisch-engrischer Verseschmied aus dem Ende des siebzehnten oder dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts" . . .

Und wiederum muß man . . . diesmal noch um einen Schatten freundlicher . . . an Gustav von Loeper denken. Man sieht den berühmten Gelehrten leibhaftig in der Gemäldegalerie des Schlosses Mouans stehen vor den Frankfurter Bildern und unwillig den klugen Kopf schütteln. Nein, die Reise hat wirklich nicht gelohnt . . .

Freilich, was die Bemängelung der Sprache angeht . . dem fühle ich mich durchaus nicht gewachsen: die Kritik habe recht oder nicht. Und sie hat hier, wie ich, als Laie in solchen Dingen, erkenne, in einem Punkt sicherlich recht. Der „altertümliche Sprach- und Stilcharakter des Werkes" wird gerade dort besonders sichtbar und fühlbar, wo der

Verfasser des „Joseph" sich allzu sorglos seinem „altertümlichen" Vorbilde, eben dem Drama aus einem früheren Jahrhundert hingibt.

Den „ungebildeten Verseschmied" will ich aber zunächst übersehn. Die „Unbildung" spräche nicht gegen einen — vierzehnjährigen Goethe, der ja selber, wie in „Dichtung und Wahrheit" zu lesen, als älterer Herr ungefähr dasselbe gesagt hat über den Knaben, so den „Joseph" dichtete, „nur mit ein bißchen anderen Worten" . . .

Aber wegen der Zeit, da dieser „Joseph" entstanden sein kann und sein Dichter gelebt hat, wollen wir doch einmal den guten Martin Schubart fragen und andere dazu, die manches wissen mögen . . .

V.

Martin Schubarts Buch über den Grafen Thoranc zeigt in vier Photogravüren (nach den Gemälden von Trautmann) und einem Lichtdruck (nach Seekatz) die fünf nach den Vorschlägen des Knaben Goethe angefertigten Josephbilder, und wer ein Liebhaber solcher Spiele ist, kann sich an der Hand dieser hier mit Genehmigung des Bruckmannschen Verlags wiedergegebenen Reproduktionen (er kenne denn die entsprechenden Original-Ölgemälde im Frankfurter Goethe-Museum) den „umständlichen Aufsatz" des etwa elfjährigen Wolfgang rekonstruieren und die fehlenden sieben Bilderideen (denn ihrer waren dort ein volles Dutzend) nach Belieben austüfteln. Daß die im Mansardenzimmer des Goethehauses schaffenden Künstler sie nicht insgesamt auf die Leinwand brachten, lag gewiß weniger an ihnen, als an den Vorschlägen selbst, die für den besonderen Zweck ihres Auftraggebers nicht taugen mochten. Auch werden sie die verwendeten Themen des Aufsatzes nicht „wörtlich" übernommen, vielmehr aus maltechnischen und sonstigen Gründen allerlei Eigenes hinzugefügt haben. Der kleine Kunstkenner — in „Dichtung und Wahrheit" lächelt Einer gar behaglich, da er davon erzählt — der kleine Kunstkenner ließ sich am Ende belehren, wenn er anderer Meinung war als die Meister, die ihn, ein prächtiges und williges Modell, mehr als einmal in ihre Gemälde hineingestellt haben.

In zwei Fällen kann dies als nachgewiesen gelten. Daß der sechzigjährige Goethe dessen mit keiner Silbe Erwähnung tut, mag nur dafür sprechen, für wie unwichtig und gleichgültig er es hielt, Dinge zu erzählen, zu deren Beglaubigung ihm jede Unterlage fehlte:

Wie bei der (für ihn verlorenen) Josephdichtung, so bei den für ihn verschollenen Bildern.

Der erste Fall betrifft eines der zwölf „Monatsbilder", die Johann Konrad Seekatz aus Darmstadt u. a. für den Grafen Thoranc geschaffen hat. Prof. Dr. Otto Heuer (Frankfurt) schreibt darüber, wie auch andern Orts, im II. Band des Jahrgangs 1915/16 von „Velhagen & Klasings Monatsheften" und bestätigt damit Schubarts Vermutung:

„Wenn wir nun auch von vornherein annehmen dürften, daß der Liebling des Gevatter Seekatz (der kleine Wolfgang nämlich) sich die Gelegenheit, bei den zu allerhand sinnigen Erfindungen geradezu einladenden Monatsbildern mitzuwirken, nicht entgehen ließ, so liefert uns das Aprilbild den Beweis dafür. Die Mittelgruppe zeigt uns Wolfgang und Cornelia (dessen Schwester), die hier Modell gestanden haben. Der Vergleich mit dem zur selben Zeit von Seekatz verfertigten Goetheschen Familienbilde läßt darüber keinen Zweifel."

Im zweiten Fall handelt es sich um ein Gemälde aus dem Joseph-Zyklus; es ist hier von ganz besonderem Belang (Tafel 1).

Dies Gemälde stellt dar: den Verkauf Josephs an die Midianiten (Ismaeliten) durch seine Brüder auf den Weideplätzen zu Dothan und ist (der biblischen Handlung nach) das erste aus der Reihe der fünf von den Frankfurter Malern hergestellten Josephbilder.

Während Goethe, wie schon ausgeführt, sein „Modellstehen" mit Schweigen überging, lebte zu Grasse in der Provence eine Überlieferung, wonach der Graf Thoranc die Josephgestalt auf jenem Bilde seinen Angehörigen als „C'est Goethe!" bezeichnet habe. Solches wird von Martin Schubart glaubwürdigst berichtet und von den neueren Goethe-Erklärern ohne die leiseste Anzweiflung übernommen. Auch sprechen die von dem vortrefflichen Kunstkenner angeführten inneren Gründe für die Wahrheit der Legende so sehr,

daß man sich beim Anblick des Goethe-Joseph-Kopfes einer Erschütterung kaum erwehren kann.[1]

Dies sind die Verse der Heiligen Schrift, die dem Inhalt des Gemäldes entsprechen:

„... und sahen einen Haufen Ismaeliter kommen von Gilead mit ihren Kamelen; die trugen Würze, Balsam und Myrrhe, und zogen hinab gen Egypten." I, 37, 25.

„Und da die Midianiter, die Kaufleute, vorüberreiseten, zogen sie ihn (Joseph) heraus aus der Grube und verkauften ihn den Ismaeliten um zwanzig Silberlinge; die brachten ihn nach Egypten." I, 37, 28.

Und nun das Bild:

Eine Oase: Bäume, Rasenboden mit der Andeutung einer weidenden Lämmerherde; der Steinaufbau einer Zisterne. An der Zisterne haben die ismaelitischen Kaufleute Rast gemacht mit ihren Kamelen, deren eines im Schatten der Bäume wunderlich aufragt. Die Händler sind als alte Juden charakterisiert, bis auf den einen, der, im Mittelpunkte des Bildes, dem anscheinend vornehmsten, dem Zepterträger unter den Brüdern Josephs den Kaufpreis in die empfangbereite Hand zählt. Von den Midianiten aber sind zwei mit besonderen Zügen bedacht: Der eine hat seine Rechte über die Stirn gelegt und scheint mit äußerstem Mißtrauen dem Handel zuzusehn, als fürchte er, von den Hirten übervorteilt zu werden oder als sei bei der Sache irgendwas sonst nicht in Ordnung. Der andere fühlt

[1] Schubart: „Als wir (Graf Sartoux und Schubart) das Bild zusammen betrachteten, bemerkte der Graf, indem er auf den kleinen, von den Brüdern verhandelten Josephknaben hinwies, kurz und gut: „c'est Goethe!" „Wieso?" fragte ich dagegen, „woher weiß man das?" Er erwiderte, das habe ja Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" berichtet. Dem mußte ich natürlich widersprechen. ... Aber der Graf blieb dabei: dies sei die Tradition der Familie. „Ich", fügte er hinzu, „habe es selbst aus dem Munde meiner Tante gehört, und woher anders sollte sie darum gewußt haben, als von ihrem Vater, dem Grafen Thoranc?"

Thoranc ist, worauf noch einmal hingewiesen sei, erst 1794 aus dem Leben geschieden; ihm war der Ruhm seines kleinen Freundes von 1760 wohl nicht unbekannt geblieben, und seinen Nachkommen galt sein Wort so sehr, daß ihr Interesse für den Großen von Weimar besonders lebendig blieb. So hatte, wie schon erwähnt, Thorancs Tochter, die Marquise de l'Escarène, „Dichtung und Wahrheit" in der Übersetzung von Vitry gelesen, und das Buch brachte auch der Graf herbei, als er die irrige Meinung äußerte, Goethe habe in seinen Erinnerungen seines Modellstehens für das bezeichnete Josephbild Erwähnung getan. Freilich nur, um sich zu überzeugen, daß eine Angabe Goethes hierüber nicht vorliege.

J. G. Trautmann (um 1760). F. Bruckmann A.-G., München.

Die Söhne Jakobs verkaufen ihren Bruder Joseph.

sich als Zeuge des Verkaufsakts und beobachtet das Bezahlen der Kaufsumme, während der die Silberlinge entrichtende Midianit durch eine Geste anzeigt, daß er noch bei Übergabe des Geldes um den Preis feilsche. Joseph aber, viel jünger dargestellt, als seine siebzehn Jahre verlangen, als Knabe von zehn bis zwölf Jahren etwa, wendet, von einem seiner Brüder an der Schulter gehalten, ein merkwürdig schönes, schmerzensvolles Antlitz der Gruppe zu. Die linke Hand an das Herz gepreßt und mit der erhobenen Rechten in die Wüste deutend, scheint er flehend nach seines Vaters Zelten zu verlangen. Einer der Hirtenbrüder macht eine warnende Gebärde gegen ihn . . . .

Ich gebe weder bei diesem, noch bei den weiteren Gemälden ein Urteil über ihren Kunstwert, folge hier vielmehr dem Beispiel Goethes selbst, dem, wie Heuer schreibt, in der Knabenzeit sowohl, wie auch späterhin „der Gedankeninhalt bei allen bildlichen Darstellungen die Hauptsache war". Worauf ich hinziele, ist dies: Seinem Inhalt nach erlaubt sich das Bild, der Bibel gegenüber, eine Reihe von Freiheiten. Das ist ohne weiteres und ohne Zwang zu erkennen. Was aber kann daraus gefolgert werden?

Die Josephbilder des Grafen Thoranc wurden um das Jahr 1760 nach Wolfgang Goethes Aufsatz gemalt. Im Sommer 1761 schickt der Königsleutnant sie nach seiner Heimat, und Goethe hat sie niemals wieder gesehn. Als er aber, zwei oder drei Jahre danach, in seinem Giebelzimmer die „Gespenster der vielen Gemälde zu verscheuchen suchte", die dort während der Thoranczeit entstanden waren, da waren sie ihm, der in derselben Mansarde den „Joseph" dichtete und diktierte, noch in allerlebendigster Erinnerung. Sie mußten bis ins kleinste und letzte hinein, mit stärkster und eindringlichster Deutlichkeit vor seinem innern Auge wiedererstehen, da er mit Worten die gleichen Vorgänge zu schildern unternahm, die sie selber darstellten: Wer mit dichterischem Schaffen einigermaßen vertraut ist oder seine Geheimnisse auch nur entfernt ahnt, der kann nicht im

Zweifel sein, daß der mit dem „Joseph“ beschäftigte, dreizehn- oder vierzehnjährige Wolfgang nicht nur auf die Einzelheiten seiner Aufsatz-Vorschläge (auch der verschmähten) zurückkommen mußte, die ihm fest im Gedächtnis hafteten, falls er die Handschrift schon nicht mehr besaß . . . Nein! Sondern daß er auch in seine Dichtung hineinnahm, was, über seine Anregungen hinaus, die Künstler in jene Bilder getan hatten aus Eigenem . . .

Und wenn ich nun in dem Altonaer „Joseph“ die dem Gemälde entsprechende Szene lese (sie hat dramatische Form), so finde ich allerdings, daß einige solcher Züge aus dem Bilde, und zwar wesentliche Züge, selbst wenn sie mit dem biblischen Text nicht übereinstimmen, zu wörtlichem Ausdruck kommen.

Zuerst: nach 37, 28 des ersten Mosebuches zogen, „da die Midianiter vorüberreiseten“, die Söhne Jakobs ihren Bruder aus der Grube. Das heißt: die Midianiter kamen mit ihrer Karawane an jener „Grube“ vorüber, von der 37, 24 gesagt wird: „Aber dieselbige Grube war leer und kein Wasser drinnen“. Auf unserem Bilde aber ist eine Rast dargestellt. Die Karawane hat eben die Oase erreicht. Die alten Handelsleute sind insgesamt von ihren Reittieren gestiegen und haben sich auf der Steinumfassung der Zisterne gelagert, deren Wasser sie bereits erquickt hat. Wegen des ihnen winkenden „Geschäfts“ mit den Brüdern Josephs brauchten sie keineswegs so viel Aufhebens zu machen; es wird ihnen dergleichen schon öfter begegnet sein, und die Bibel weiß nicht das Geringste von irgendwelchen Umständlichkeiten. Ganz einfach heißt es da: „ . . . und verkauften ihn den Ismaeliten um zwanzig Silberlinge; die brachten ihn nach Egypten.“ Punktum! Das war keine Angelegenheit, mit der sich die Kaufleute lange aufhielten.

Dagegen im Altonaer „Joseph“! Hier „kommen“, wie in der „Regiebemerkung“ zu Beginn der Szene gesagt wird, „die Brüder bey die Midianiter und sprechen“:

„Hört Männer brauchet ihr woll einen jungen Knaben
Den wollten wir an euch wohl überlassen haben.“

Und „Midian“ geht nach Händlerart (was bei aller Naivität doch wieder eine recht scharfe Lebensbeobachtung verrät) auf das Angebot ein:

„Ja wenn ihr nicht zuviel an Gelde wolt verlangen
So wollen wir mit euch den Handel wohl anfangen
Wo ist der Jüngling denn, wir müssen solchen sehen
Wir können ohnbesehn nicht an den Handel gehen.“

Joseph ist also noch nicht da, wird erst herangeführt, nachdem Midian sich zu dem Geschäft, sozusagen: prinzipiell, bereit erklärt hat. Die Brüder ziehn ihn hier also nicht, wie in der Bibel, im Angesicht der Kaufleute aus der „Grube“, sondern bringen ihn von dort zu den an der Zisterne Rastenden, nachdem er sich auf ihr Verlangen („Komm, wasche jetzund dein Gesicht, vergiß auch deine Hände nicht“, — ein Merkvers aus der Kinderstube!) gereinigt hat. Und sprechen:

Brüder.

Hier steht der Knabe schon, er ist von 17 Jahren
er ist in eurer Sprach u. Träumekunst erfahren
seht doch wie wohlgestalt ist sein Gesicht u. Kin
Mir deucht der Knabe ist wohl recht nach eurem Sinn
Es ist zwar sein Gesicht von Traurigkeit betrübet
Weil er verkaufet wird u. Unart ausgeübet
— — — — — — — — — — — —

Man kann diese Verse glatt und ohne jeden Versuch irgendeiner Retusche unter das Bild setzen. Die Charakterisierung des Knaben Joseph stimmt bis aufs i-Tüpfelchen. Wie er gemalt ist, der „siebzehnjährige“ Knabe, so ist er mit Worten geschildert, Zug um Zug. . . . Und der Dichter hilft im weiteren Verlauf der Handelsszene nach, indem er noch einmal das knabenhafte Aussehen des Siebzehnjährigen erklärt:

„Er ist nur zart von leib, fein von gesicht u. glieder
Auf dieser langen reiß fällt er wohl kranck darnieder“

mit der Nuance, daß Midian da mit solcher Hervorhebung den Kaufpreis zu drücken sucht.

Eines aber fällt doch als sehr verwunderlich auf: „Seht doch, wie wohlgestalt ist sein Gesicht und Kinn!“ . . . Aus welchem Grunde mag hier gerade das Kinn hervorgehoben sein? In den üblichen Menschenbeschreibungen ist das Kinn als zum „Gesicht“ gehörig angesehn, und wo dieses, so zu sagen, im Detail abgeschildert wird, ist es doch sonst niemals das Kinn, das als Schönheitsmerkmal besondere Betonung findet. Eher die Nase, am ehesten der Mund . . . Warum nur hier gerade das Kinn? Doch nicht um des Reimes willen! Der Mund etwa hätte im Ergänzungsreim gewichtigeres zu Tage gefördert als den „Sinn“ . . .

Man betrachte nun mit einiger Aufmerksamkeit das Bild, den Verkauf Josephs darstellend, betrachte die Gestalt Josephs, vom Grafen Thoranc mit „C'est Goethe!“ bezeichnet, betrachte vor allem den vergrößert wiedergegebenen Joseph-Kopf aus demselben Gemälde (Tafel 1a): das ganz eigenartige, etwas spitze Kinn des jungen Goethe ist hier auf das Liebevollste behandelt (schon Martin Schubart, der ja von der Piper-Handschrift aus dem Jahre 1920 nichts wissen konnte, hat in seinem Buche einen Hinweis auf dieses Kinn).[1] Und nicht nur hier. Auch das Aprilbild von Seekatz bringt den zehn- oder elfjährigen Goethe mit derselben, das Kinn heraushebenden Kopfhaltung. Der kleine Kavalier, der da, knieend, seiner Schwester Cornelia eine Blume überreicht, zeigt dabei, im Gegensatz zu dem Joseph, einen heiter sinnenden Gesichtsausdruck.

Nach meiner Ansicht hat Wolfgang Goethe, da er die angeführte Rede der Brüder dichtete, sein eigenes Bildnis mit Worten abkonterfeit. Nach einer nicht von der Hand zu weisenden Vermutung

[1] Die Stelle im Thoranc-Buch Schubarts lautet:
„Es ist bekannt, daß Goethes Gestalt höher gewachsen erschien, als sie in Wirklichkeit war. Das lag nicht nur an seiner Haltung; auch nicht nur an dem langen weißen Flanellrock, in dem er sich oftmals zeigte, sondern vor allem in einem besonders langen Oberkörper, dem der untere Teil seines Baues, ohne etwa eine auffallende Unregelmäßigkeit zu bedingen, nicht ganz entsprach. Über mächtig entwickelter Brust und starkem männlichen Halse saß der große Olympierkopf. Die Nase gut und voll gebaut, der Mund edel geformt, das Kinn aber, von der späteren, ausgiebigeren Entwicklung abgesehen, etwas spitz zulaufend, die Augen groß, schön, ausdrucksvoll. Dem allen widerspricht unser Josephkopf nicht . . .“ Das Kinn wird also auch hier als ein charakteristisches Merkmal besonders hervorgehoben.

Martin Schubarts hat er sogar des Malers Skizze zu dem Midianitenbilde damals noch in seinem Besitze gehabt; später (zu Beginn der 80er Jahre) hat er sie vielleicht seiner römischen Freundin, der berühmten Malerin Angelika Kaufmann, überlassen; wenigstens erscheinen nicht nur Motive des Frankfurter Gemäldes auf einem von der Künstlerin geschaffenen Josephbilde, sondern auch der freilich stark idealisierte Knabenkopf Goethes. „Was soll, was kann man dazu sagen?“ fragt Schubart: „Ist es denkbar, daß hier keinerlei Zusammenhang bestehen sollte?“ . . .

Nehme ich weiteres hinzu aus der angezogenen Szene der „Joseph“-Dichtung, zumal das Feilschen der Händler von den verlangten dreißig Silberlingen über die gebotenen fünfzehn auf die biblischen zwanzig Münzen, so habe ich auch hier jene „Inzidenzien und Episoden“ nachgewiesen, die von der Kritik in der ganzen Dichtung schmerzlich vermißt werden, ohne daß diese die Schuld daran trägt.

Und die festgestellte Übereinstimmung zwischen dem Trautmannschen Gemälde und der dichterischen Darstellung überzeugt mich wiederum, daß zwischen den Bildern, die der Königsleutnant Graf Thoranc in Wolfgang Goethes Mansardzimmer in den Jahren 1759 bis 1761 herstellen ließ, und dem von Paul Piper zu Altona an der Elbe aufgefundenen „Joseph“ ein natürlicher Zusammenhang bestehen muß, daß ganz besonders der Verfasser der Handschrift unmöglich fünfzig Jahre vor Goethes Kinderzeit gelebt und gedichtet haben kann, da ihm dieses eben behandelte Bild unbedingt bekannt gewesen ist.

VI.

Und Übereinstimmungen ähnlicher Art auch zwischen den andern vier Joseph-Bildern und der Joseph-Dichtung! Und — der kurzen Erzählung der Heiligen Schrift gegenüber — Inzidenzien und Episoden die Menge: selbsterfundene und „nachgeahmte", soviel man deren nur haben mag . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das zweite in der Reihe der Frankfurter Gemälde (der biblischen Handlung nach) erzählt von der Übergabe des blutgetränkten „bunten Rocks" an den Erzvater Jakob, eine Szene, die die umstrittene Dichtung erst zu Beginn ihres fünften und letzten Teils schildert, wo der Verfasser sich von den Schicksalen des inzwischen erhöhten Joseph in Egypten, nach Art der alten Romane, wiederum dem zuwendet, was „indes zu Hause vorgegangen", zu Hebron nämlich, in den Zelten Jakobs. Ich werde später auf diese Szene noch besonders zurückkommen müssen (Tafel 2).

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das dritte, an Umfang kleinste Bild gibt die Versuchung Josephs durch die Frau des Potiphar (Tafel 3). Schubart wird schon im Rechte sein, wenn er dies Gemälde dem Gevatter Seekatz zuschreibt, während er für die anderen Trautmann in Anspruch nimmt. Betrachtet man die Verführerin dieser Darstellung, so erinnert man sich der heitern Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" in des ersten Teils drittem Buch, wo Goethe schreibt:

„Seekatz übernahm ländliche Szenen, worin die Greise und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemalt, ganz herrlich glückten; die Jünglinge wollten ihm nicht eben so geraten, sie waren meist zu hager; und die Frauen mißfielen aus der entgegengesetzten Ursache. Denn

2

J. G. Trautmann (um 1760). — J. Bruckmann A.-G., München.

Jakob erkennt den Rock Josephs.

da er eine kleine, dicke, gute aber unangenehme Person zur Frau hatte, die ihm außer sich selbst nicht wohl ein Modell zuließ, so wollte nichts Gefälliges zu stande kommen . . .“

Daß Joseph, nach der Bibel schon ein Mann von siebenundzwanzig, hier ein „hagerer Jüngling“ von höchstens siebzehn ist, wird nicht wundernehmen: wie Größere vor ihm, hat Seekatz einen Epheben zum Träger des Keuschheitsgedankens gemacht, wobei ihm zu Gute kommen mag, daß der „siebzehnjährige Knabe“ des Midianitenbildes als ein „Jüngling“ dargestellt wird, der noch die Kinderschuhe nicht durchgelaufen hat. Scharfe Frauenaugen möchten übrigens eine gewisse, nicht gar zu entfernte Ähnlichkeit zwischen dem verkauften und dem den Netzen der Verfucherin entfliehenden Joseph erkennen, wobei das Kinn, der Mund und auch die Nase nicht ohne Bedeutung wären . . . Ganz von der Hand zu weisen ist so ein Späßchen des guten Seekatz keineswegs.

Die Altonaer Joseph-Dichtung ist in dem Abschnitt von der Verfucherin, der völlig den zweiten Teil ausmacht, sehr ausführlich. Wiederum im Gegensatz zur Bibel, an die der Verfasser sich angeblich „ganz sklavisch“ hält, sie aber dafür „durch eine unendliche Breite verwässert“. Natürlich! Wie sollten denn sonst für die letzte Verführungsszene allein aus dem 12. Vers, 39. Kapitel des ersten Mosebuchs, lautend:

> „Und sie erwischte ihn bei seinem Kleid, und sprach: „Schlafe bei mir!“ Aber er ließ das Kleid in ihrer Hand und floh und lief zum Hause hinaus — — —“

wie sollten sonst aus diesem einen Vers etwa hundertzwanzig Alexandriner gedrechselt werden können? Von dem andern gar nicht zu reden, was vorhergeht und was folgt und noch viel ausführlicher ist: nämlich 820 Verse gegen das eine 39. Kapitel mit seinen 23 Absätzen, Josephs Geschichte erzählend von seiner Ankunft in Egyptenland, bis zu dem Tage, da dem Eingekerkerten der Amtmann über das Gefängnis alle Gefangenen unter die Hand befiehlt und nunmehr keines Dinges sich annimmt . . .

Tatsache ist, daß der Verfasser des „Joseph“ in diesem zweiten Teil seines Epos mit besonderer Gründlichkeit das alte Drama benutzt, das seine Vorlage gewesen. Von dem Augenblick an, da die in Liebe brennende Saphira unter Tränen den Joseph „voller Unzucht“ anspricht:

„Nun hab ich lang genug auf dir, mein Schatz, gelauert
Und jeder Tag hat mir wohl Jahren lang gedauert!
O angenehme Stund, nun sind wir gantz alleine
Mein Mann ist nicht zu Haus und vom Gesinde keine
O ausgelesene, o frohe Zeit und Stunde
Kom Jüngling nahe dich zu mir mit deinen Munde
Du Vorwurf meiner Lieb, mein einziges Vergnügen
Entschließe dir doch nun, um einst bey mir zu liegen — —“

von diesem Augenblick an bis zum Schluß des zweiten Teils, umfassend die Versuchung, den Mantelraub, Saphiras Anklage, Potiphars Urteil über den fälschlich Beschuldigten, Josephs Verhaftung und Verhör durch den Amtmann und seine Entfesselung, vergißt der Verfasser überhaupt, daß er eine epische Dichtung schreibt. Da ist alles Drama und folgt dessen Gesetzen und von einer Verwässerung durch unendliche Breite ist hier nicht viel wahrzunehmen, wohl aber (es handle sich um Goethe oder nicht!) von einer äußerst tüchtig entwickelten „Nachahmungsgabe“, geübt an einem Muster, das an dieser Stelle garnicht übel gewesen sein kann. Ich muß auch hier wieder auf den „Fall Potiphar“ verweisen, der im Einzelnen diesen Dingen nachgeht.

— — — — — — — — — — — — — — —

In der Dichtung spielt sich die Szene zwischen Saphira und Joseph gleichsam in bekleidetem Zustande ab. Keine „Regiebemerkung“ macht die Situation durch die leiseste Andeutung eines Sündenbetts oder anderer Utensilien der Unzucht deutlich, während der Maler doch immerhin eine vom Knie abwärts nacktbeinige Verführerin darstellt und im Hintergrunde ein von Ölflämmchen erhelltes Ruhelager anbringt, auf das Saphira den widerstrebenden Joseph zu ziehen trachtet. (Wobei bemerkt sei, daß auch die alten Dramen keine szenischen Anordnungen haben.)

J. K. Seekatz (um 1760). J. Bruckmann A.-G., München.

Die Versuchung Josephs.

Goethes „umständlicher Aufsatz“ ist nicht mehr vorhanden; es läßt sich also nicht ermitteln, wie der Elfjährige die heikle Szene für den Maler näher skizziert haben mag. Wahrscheinlich überhaupt nicht. Die Darstellung ist ganz und gar geistiges Eigentum des lustigen Gevatter Seekatz. Aber zwei oder drei Jahre später mag ein herangereifter Wolfgang, seinem epischen Gedicht nachsinnend, sich dieses Bildes wohl erinnert haben . . .

Oder . . . wär's möglich? . . . sollte er aus Tugendsamkeit oder völliger Unerfahrenheit in erotischen Dingen, die von manchen behauptet wird für diese Frühzeit Goethes, sich entschlossen haben, die Potiphar-Episode überhaupt nicht oder nur ganz nebensächlich zu behandeln? Dann freilich hat ein anderer und wissender junger Mann jener Tage das Bildchen von Seekatz gesehen und den folgenden Dialog dazu gedichtet:

Joseph
Ich gehe jetzt von hier das ist das allerbeste

Saphira
O Jüngling bleibe doch ich halt den Mantel feste
Ich lasse dich nicht fort die flucht wird nicht gelingen
Du komst nicht eher weg du must die Tat vollbringen
Kom her o schönester von allen die geboren
Kom doch vollbringe nun was ich schon längst erkoren
Bedenke dich nur nicht du solst u. must es thun
Dein Wille soll und muß in meinen Will beruhn
Ich will dich jetzo fest mit meinen Händen fassen
Ich will mit aller Macht dir auch nicht fahren lassen

Joseph
Saphira laß mich gehn.

Saphira
Du komst jetzund nicht frey

Joseph
Ich reiße mich sonst loß.

Saphira
so mach ich ein geschrey
So werde ich dir viel im weg zu legen wissen
Daß dir der Abschlag wird noch lang gereuen müssen
Ach komme doch mein Schatz

Joseph
halt doch zurück die Hände
Du bist ja unverschämt, willstu? daß ich dich schände
Ich tu es nimmer mehr.
Saphira
ich halte dich am Kleide
Ich habe dich gefaßt zu meiner größten Freude
— — — — — — — — — — — — — — —

Jede weitere Erläuterung ist wohl überflüssig und nur darauf wäre hinzuweisen, daß, wie alles andere in dramatischer Form Gegebene, auch diese Szene dem auf das XVI. Jahrhundert zurückgehenden Vorbilde nachgeahmt ist. Fast wortgetreu dazu. Nur „die Hände" der verliebten Dame, die Joseph „unverschämt" nennen darf, ohne daß sie — die Herrin! — sich gekränkt fühlt, ist als ein eigenes und sehr charakteristisches „Inzidenz" in der entlehnten „Episode" anzusehn. Und der Saphira triumphierendes Schlußwort zu dem umklammerten und schon halb wehrlosen Joseph: „Du sollst nun wider Willn nach meinen Noten singen!" scheint mir auch nicht der Ausspruch einer beleidigten Frau . . .

Aber mit seiner Bemerkung, der Verfasser des „Joseph" halte sich auch in Bezug auf „Wiederholungen" sklavisch an die biblische Vorlage, hat der Kritiker hier weit mehr recht, als er selbst weiß. Auch die Heilige Schrift wiederholt die Erzählung von dem Abenteuer, zweimal sogar, und zwar in demselben 39. Kapitel, indem des Potiphar Frau erst dem herbeigerufenen Gesinde, dann aber Potiphar selber erzählt: „Er kam zu mir herein und wollte bei mir schlafen (bzw. „seinen Mutwillen mit mir treiben"). Da ich aber ein Geschrei machte und rief, da ließ er sein Kleid bei mir und floh hinaus" . . . .

Im „Joseph" aber . . . Natürlich tischt Saphira ihre Lüge auch da zweimal auf. Nur daß sie die Dienerschaft, dem biblischen Text folgend, mit einem kurzen Bericht abspeist, während Potiphar eine ins Einzelne und Intime gehende Schilderung des Vorfalls erhält, eine

Schilderung, in der das Geschehene sozusagen „umgekehrt" dargestellt wird: „Er fiel mich heute an mit Lieblichkeit und Wüten. . . .

„Er grif mir dreiste an mit freundlichkeit und lachen
Und wolte mit gewalt mich hier zu Schanden machen
Da war ich nun in Noth, bald hätt er mich bezwungen
Bald hätte ers gethan, wenn ich nicht weggesprungen
Ich stieß ihm mit Gewalt u. allen meinen Kräften
Wir thaten Hand an Hand fest aneinander heften
Ich rief mit großer Macht . . ."

Für einen Poetaster und Verseschmied und ein „ungebildetes" Individuum alles mögliche! Wunderliche Einfühlung in eine Frauenseele. Wie so sehr einfach! Die Verleumderin erzählt den Fall mit vertauschten Rollen. . . . Ein kleiner Geniebliß! Auch wenn es nachempfunden sein sollte.

Damit gibt sich der „Joseph"-Dichter aber noch lange nicht zufrieden. Er bringt die Geschichte noch zweimal: Joseph erzählt dem Amtmann des Gefängnisses den Hergang recht ausführlich und der Wahrheit gemäß, um auf diese Weise, die der Bibel fremd ist, des gestrengen Herrn Gunst und Mitleid für den Unschuldigen zu begründen. Dann aber, lange hernach, im 5. Teil der Dichtung, wo der Leser den Potipharzwischenfall vergessen haben sollte, geben Jakobs Söhne dem greisen Vater Bericht über die Schicksale Josephs und „ermangeln" nicht, ihm in opernhaften Lieder-Rhythmen die Sache vorzutragen:

„Des Potiphars sein Eheweib
Verliebte sich in Josephs schönen Leib
Und ging ihm lange nach
Doch Joseph wußt mit keuschen Hertzen
Dies abzuwehren viele Tag
Den einst (zuerst) mit Höflichkeit und schertzen
Und dann mit ernstlicher Standhaftigkeit . . ."

und so weiter. Woraus, nebst manch anderem, hervorgeht, erstlich daß dem Verfasser des Altonaer „Joseph" die Liebesgeschichte sehr am Herzen lag, und zweitens daß er sich mit seinen Wiederholungen nicht gar zu sklavisch an die Bibel gehalten hat, indem er auch hier über die Vorlage hinausging und sie recht abwechselnd gestaltete.

Aber ich kehre zu den Bildern zurück.

VII.

Es folgen, den Schicksalsweg des Rahelsohnes in heller Pracht bezeichnend, noch zwei umfangreiche Gemälde:

„Joseph als Statthalter Egyptens, während der Hungersnot den staatlichen Getreideverkauf überwachend", jenes Gemälde, dessen Inhalt schon mit den Worten seines Entdeckers Martin Schubart wiedergegeben wurde (Tafel 4), und

„Der Statthalter Joseph, seine Brüder empfangend." (Tafel 5.)

Nach Schubart ist der erste Empfang der Söhne Jakobs dargestellt, die nach Egypten gekommen sind, um wegen der Hungersnot von dem hier aufgespeicherten Getreide zu kaufen. Dies kann, muß jedoch nicht so sein. In der Bibel wiederholt sich die gemalte Szene dreimal. Dreimal heißt es von den Brüdern: „Sie fielen vor ihm nieder auf die Erde"; zweimal sind es ihrer zehn, das letzte Mal, nachdem der Becher gefunden wurde bei dem Jüngsten, Benjamin, elf. Das Bild zeigt nicht die Gesamtzahl der Männer aus Kanaan, dem Gesichtsausdruck Josephs ist aber nicht sicher zu entnehmen, ob er „hart redet" zu seinen Brüdern, wie das erste Mal, da er sie des Kundschaftens bezichtigt; oder ob er sie „freundlich grüßt", wie das zweite Mal, da sie ihm den Benjamin bringen; oder endlich: ob der Moment gedacht ist, da sie ihn anflehen, sie um des Becherdiebstahls willen, dessen Benjamin beschuldigt ist, zu Sklaven zu nehmen, also unmittelbar vor dem Augenblick, da er aufschluchzend und erschüttert ausruft: „Ich bin Joseph! Lebet mein Vater noch?" ...

Welcher der Vorwürfe immer als der Gegenstand dieses Gemäldes gedacht ist — in seiner Allgemeinheit stimmt er mit den Darstellungen der „Joseph"-Dichtung überein, die in allen den Brüderszenen (dies-

J. G. Trautmann (um 1760). J. Brucknmann A.-G., München.

Joseph empfängt seine Brüder.

mal recht genau) den Bibelkapiteln folgt und damit das Allerbeste tut, das sie tun kann. Hier ist das Meisterwerk der Heiligen Schrift nicht zu übertreffen, ja kaum zu erreichen. Immerhin betont der Verfasser des Epos den komödienhaften Charakter der Prüfung, der der einst Mißhandelte und gerade infolge des erlittenen Hasses zu höchsten Ehren Emporgestiegene seine brüderlichen Feinde unterzieht, viel kräftiger, als die Dramen aus alten Tagen.

Unter jenes andere Gemälde aber, dessen biblischer Text lautet:

„Als nun im ganzen Lande Teuerung war, tat Joseph allenthalben Kornhäuser auf, und verkaufte den Egyptern. Denn die Teuerung ward je länger, je größer im Lande.

„Und alle Lande kamen nach Egypten, zu kaufen bei Joseph; denn die Teurung war groß in allen Landen." I, 41, 56, 57.

unter dieses Gemälde, auf dem Joseph, wie man beinahe vermuten könnte, die Gestalt und die Züge des Königsleutnants Grafen Thoranc angenommen hat (Tafel 4, Seite 25), darf man die Alexandriner setzen aus dem vierten Teil des zu Altona entdeckten epischen Gedichts:

So that denn Joseph gleich die Magazienen auf
Und teilte aus das Korn, und hatte es zu Kauf
Da kaufete von ihm das gantz Egypten land
Und haben vieles Geld vor dieses angewandt.
Es hatten Josephs Knecht genug das geld zu heben
Und davor wiederum die früchte auszugeben
Es war bey Josephs Thür ein Wimmeln u. ein laufen
Ein jeder kam heran um Proviant zu kaufen
Denn diese Theure Zeit die wurde niemahls besser
Es ward die Hungers Noth im Lande immer gröſſer
Egypten war es nicht allein das Hunger litt
Mehr Länder hungerten zu diesen Zeiten mit
So das von ferne Ort sehr viele fremde kamen
Und bey den Joseph hier zur Nahrung Früchte nahmen
Und so ward Joseph denn bey jedermann bekandt
Nun ward er recht geacht als Vater vor das land ...
— — — — — — — — — — — — — —

Was soll, was kann man dazu sagen? Ist es denkbar, daß hier keinerlei Zusammenhang bestehen sollte? ....

VIII.

Dies sei wiederholt: „Ich erinnere mich noch“, heißt es im Thoranc-Abschnitt des dritten Buchs „Dichtung und Wahrheit“, „daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten: einige davon wurden ausgeführt“.

Ihrer fünf, die von Martin Schubert 1876 zu Mouans entdeckt worden sind und jetzt im Goethe-Museum zu Frankfurt a. M. sich befinden, gibt diese Schrift wieder. Wie sehr ihr Inhalt übereinstimmt mit der von Paul Piper aufgefundenen und dem vierzehnjährigen Wolfgang Goethe zugeschriebenen Dichtung, ist hier dargelegt.

Noch aber ist nicht gesagt, daß hieraus allein zu schließen sei und nachgewiesen wäre, niemand anders als Goethe könne die vielen Alexandriner und Liederrhythmen des „Joseph“, die Schäferszenen, die dramatischen Auftritte, die „Arien“ und Romanzen dieses 5000 Verse umfassenden Epos geschrieben haben. Wird der Unbefangene auch zugeben müssen, daß nach meinen Ausführungen immerhin einiges für die Annahme und den „Indizienbeweis“ des alten Herrn in Altona spricht, so ist es doch wohl nicht völlig außerhalb des Bereichs einer Möglichkeit, daß irgendwer, nach Art eines Jean Paulschen Schulmeisters Wuz, dessengleichen es zu allen Zeiten gegeben hat, die vielen, vielen Verse gleichsam nach Andeutungen über des Buches Inhalt zusammengeklittert habe: Des von Goethe (nach seinen eigenen Angaben in den Jahren 1762 und 1763) geschriebenen Buches versteht sich, der ja bis 1767 manchen mit seinem Opus bekannt gemacht hat, wie vorher in Frankfurt, so in Leipzig. „Wir haben hier manchmal über die Einfalt des Kindes gelacht, daß so ein frommes

Joseph wird aus der Grube geholt, um an die Midianiter verkauft zu werden.

Nach dem Kupfer des Matthäus Merian (1630).

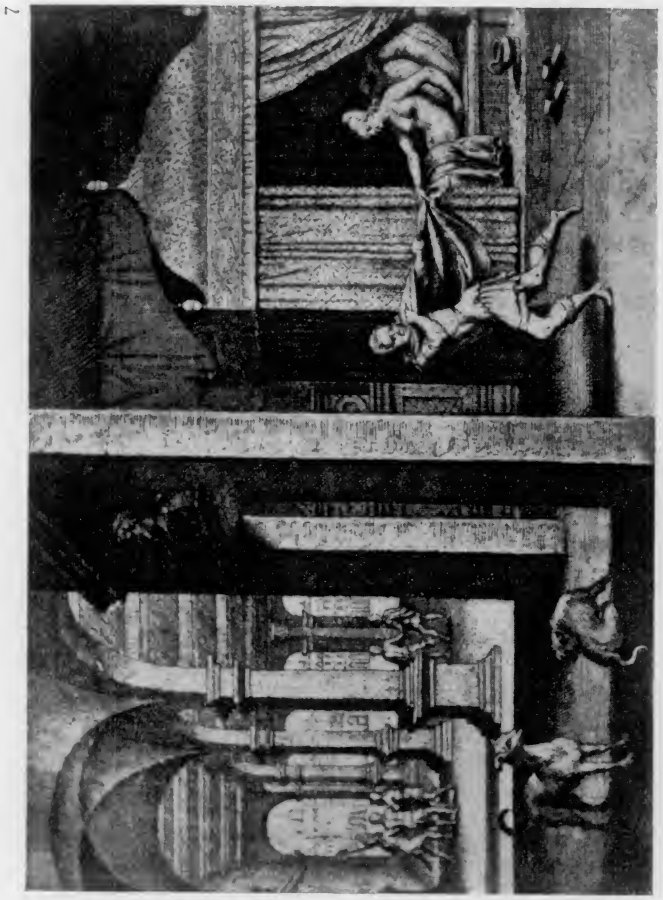
Werk schreiben konnte . . ." Er wird allerlei Freunden und Bekannten allerlei von seiner Arbeit erzählt haben, auch solchen, die er sie nicht lesen ließ . . .

Seltsam mag nun scheinen, wie immer stärkere „Verdachtsmomente" für die Täterschaft Wolfgangs sich ergeben wollen, je mehr man, sozusagen: als literarischer Detektiv, den Spuren nachgeht, die Goethe in seinen Bekenntnissen zurückließ. Spricht er von den Bildern, gemalt zwischen 1759 und 1761 in seiner Mansarde, so findet man, wie hier geschehen, schon manches brauchbare. Geht man in „Dichtung und Wahrheit" weiter zurück, so stößt man im ersten Buch auf folgende Stelle:

„Man hatte zu der Zeit noch keine Bibliotheken für Kinder veranstaltet. Die Alten hatten selbst noch kindliche Gesinnungen und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzuteilen. Außer dem Orbis pictus des Amos Comenius kam uns kein Buch dieser Art in die Hände; aber die große Foliobibel mit Kupfern von Merian, ward häufig von uns durchblättert . . ."

Dieser anscheinend unwichtigen Spur ist nun einer nachgegangenen, der bei seiner Forschungsarbeit „in Sachen Goethe und Joseph", viele Möglichkeiten erwägend, sich nachprüfend auch meiner „Detektiv-Methode" bediente, die ihm durch meine erste Veröffentlichung über die Thorane-Bilder (in der Berliner Zeitschrift „Das XX. Jahrhundert") bekannt geworden war: Dr. Walter A. Berendsohn, Privatdozent an der Hamburger Universität. Ihm verdanke ich die Bekanntschaft mit jener Merianbibel[1]. Der junge Gelehrte war bis dahin dem

[1] Der vollständige Titel des Werkes lautet:
Biblia / Das ist: Die gantze h. Schrifft Alten vnd Newen Testaments. Verteutscht: durch D. Martin Luther. Jetzund Nach dem letzten / in Anno 1545 bey des Authors Lebzeiten außgegangenen Exemplar / neben Vnterschied der Versikul / fleissig nachgetruckt: Mit Vorreden vber jede Bücher: zweyfachen / so wol zum Gedächtnus / als Verstand der Hauptsach dienenden Summarien vber alle Capitel: Sampt mehrere Concordantzen / theils auff die Wort des Texts: theils auff sonderbare Lehr / Trost vnd Erinnerungs-Pünktlein gerichtet / daraus dem Leser weitere Erklärung zu suchen an die Hand gegeben wird. Insonderheit aber, mit den schönen vnd Kunstreichen Original Kupferstücken Matthaei Merians gezieret / darinnen die fürnembste Historien artig für Augen gestellet werden: Neben beygefügten nützlichen Registern. Straßburg. In Verlegung Lazari Zetzners Seligen Erben. Anno MDCXXX.



Die Verführung Josephs und seine Verhaftung.

Nach dem Kupfer des Matthäus Merian (1630).

äußerst schwierigen und bereits heiß umstrittenen Problem auf andere, subtilere, sagen wir: weniger handgreifliche Weise näher gekommen. In einem Schriftchen[1], das dem Altonaer Funde eine stilkritische Untersuchung zu Teil werden läßt, hatte er sich mit seinem Einfühlungsvermögen in den Geist der dichterischen Sprache und die durch die Sprache bewirkten Darstellungsmomente des „Joseph" vertieft und war zu dem Schlusse gelangt, daß — nach seiner Überzeugung — in der Altonaer Handschrift die verlorene Knabendichtung Goethes gefunden ist!

Der biblischen Merianbilder brauchte sich Goethe, da er, vor dem Diktat an Clauer, den Joseph-Stoff mit sich herumtrug, das „Material" dazu ordnete und immer wieder sein dichterisches Tagespensum übersann, nicht zu erinnern, wie's bei den Trautmannschen Gemälden nötig war. Er hatte das Buch zu Hause und konnte sich jederzeit Anregungen daraus holen, wenn er ihrer bedurfte. Sie waren ihm wohl schon für den „Aufsatz" selbst, der die zwölf Bilder skizzierte, eine Hilfe, wie anderes auch, wovon noch gesprochen werden soll.

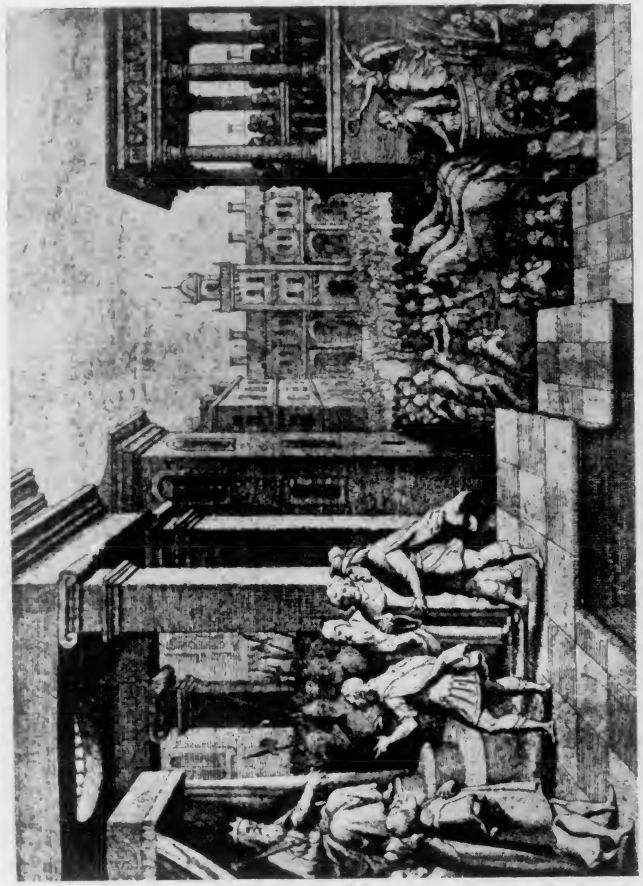
Auch hiervon muß der Verfasser unserer Josephdichtung (wenn es nun einmal Goethe nicht gewesen sein soll!) etwas geahnt haben, da er . . . sehr überraschender Weise . . . Motive aus den Merianbildern für seine Dichtung benutzt.

Ein Beispiel: Jakob schickt seine Söhne nach Egypten, Getreide zu kaufen.

Man betrachte das Meriansche Bildchen (Tafel 9), das diese Szene anschaulich macht:

Der Erzvater Jakob ist hier dargestellt als ein ausgemergelter Greis, in einer Kleidung, die seiner Würde als Stammesfürst nicht

[1] „Der neuentdeckte „Joseph" als Knabendichtung Goethes". Stilkritische Untersuchungen von Dr. phil. Walter A. Berendsohn, Privatdozent an der Universität Hamburg, 1921, W. Gente, Wissenschaftlicher Verlag, Hamburg. Darin heißt es: „Innerhalb der Wissenschaft von der Dichtung geht sie (die stilkritische Methode) von der Grundanschauung aus, daß (nicht in jedem Literaturwerk, aber) in jeder echten Dichtung, ganz abgesehn von all ihren geschichtlichen Beziehungen, unmittelbar aus dem Urgrund des Lebens Kräfte senkrecht emporquellen, die Gemütsgewalten der Menschenseele, und ihren Gehalt und ihre Gestalt mitbestimmen. Gegenüber der Dichtung ist es die erste Aufgabe des Forschers, die Gestalt, die Kunstformen der Sprache, aus den gestaltenden Kräften zu begreifen. Das ist Stilkritik."



Josephs Erhöhung und Triumph.

Nach dem Kupfer des Matthäus Merian (1630).

entſpricht. Gram und Schwäche haben ihn gebeugt, ſeitdem der geliebte Joſeph ihm verloren ging. Und er iſt ſo ſchwach, daß er ſich eines Stockes bedienen muß. Benjamin aber ſehen wir, an ſeines Vaters Kleid ſich heftend, als Kind, trotzdem ſeit ſeines Bruders Verſchwinden doch mindeſtens zwanzig Jahre verfloſſen ſein müſſen und er damals ſchon einige Jahre auf der Welt war.

In der Joſephdichtung von Altona wird nun Jakobs Zuſtand wie folgt geſchildert:

„Es war mit Traurigkeit die trübe Seel erfüllet
So wie ſein ſchwacher Leib mit einem Sack umhüllet
Er wurde magerer und nahm faſt täglich ab
Und ging gantz kümmerlich gebückt bey ſeinen Stab
Doch hat er ſeine Luſt noch an den Benjamin
Den Rahel noch zuletzt geboren hatte ihm
Der war an Joſephs ſtatt ſein einziges Vergnügen . . .“

Gewiß, gewiß! Die dichteriſche Phantaſie ſelbſt eines „wenig gebildeten Poetaſters und Verſeſchmieds“ kann ſich ſchließlich einen Greis, auch ohne jede Bildvorlage, ſo vorſtellen, wie ein alter, gramgebeugter Mann hier gezeichnet iſt: aber es iſt wohl auffällig genug, daß der Joſeph-Verfaſſer nicht nur die gebückte Haltung, ſondern auch den „Stab“ betont und zuletzt Benjamins als eines „Vergnügens“ und einer „Luſt“ mit Ausdrücken gedenkt, die man nur Kindern und nicht einem Zwanzigjährigen gegenüber anwendet.

Ein anderes Beiſpiel, das noch weit deutlicher die Abhängigkeit des „Joſeph“ von einem Merianiſchen Bildmotiv dartut:

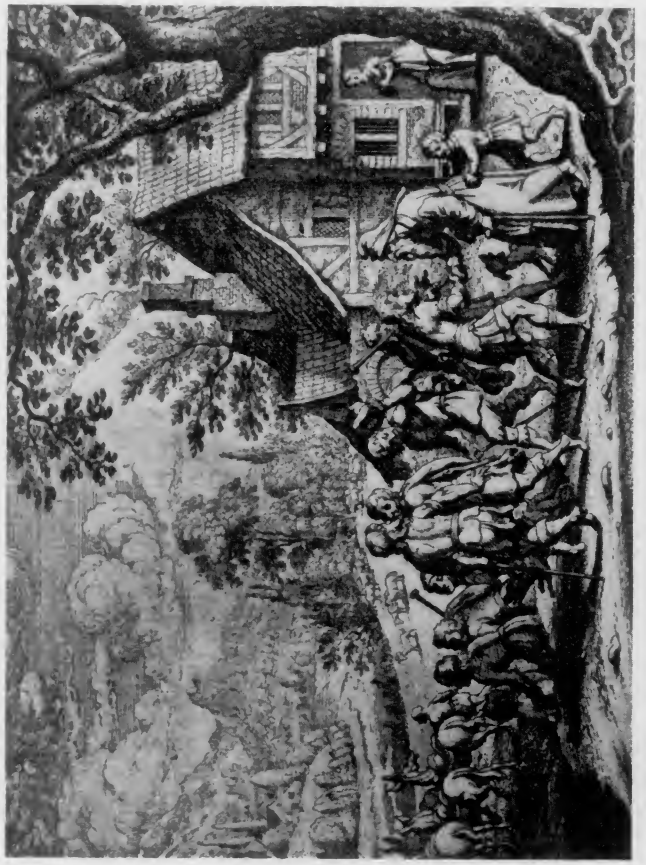
Joſephs Triumphfahrt nach ſeiner Erhöhung.

Kapitel 41, Vers 43 des erſten Moſebuchs berichtet:

„Und (Pharao) ließ ihn auf ſeinem zweiten Wagen fahren,
und ließ vor ihm her ausrufen: Der iſt des Landes Vater.
Und ſetzte ihn über ganz Egyptenland.“

Halte man dagegen das Bildchen Merians (Tafel 8) und leſe dazu die Schilderei aus dem „Joſeph“, die hier, wie an ſo manchen andern Stellen, gleichzeitig der Bibel in den Einzelheiten gerecht zu werden ſucht:

9.



Jakob ſendet ſeine Söhne nach Egypten.

Nach dem Kupfer des Matthäus Merian (1670)

„Darum ließ Pharao den andern Wagen kommen,
Nachdem im ersten er hatt selber Platz genommen
Man spannte Pferde an, und zwar 3 an der Zahl
Die waren gäntzlich weiß, des Königs seine fahl.
Des Joseph Wagen war reich von geschnitzten Wercken
Von seiner Arbeit wars sowie man konte mercken
Es stund ein Cherubim am Hintertheil vom wagen
Der must in seiner Hand geschnitztes Laubwerck tragen
Der war also gemacht, das wer im Wagen stand
Mit diesen Lohrbeer Krantz sich als gekrönet fand . . ."

Man sieht: mit Pharaos Fahrt, die der Dichter wegen der biblischen Angabe „zweiter Wagen" einzufügen sich bemüßigt fühlt, hält er sich nicht lange auf; sie ist ihm völlig Nebensache. Der Cherubim aber „am Hinterteil vom Wagen": das ist hier der Punkt, auf den es ankommt. Diesen Cherubim mit dem Lorbeerkranz über dem Haupte Josephs hat der Verfasser unbedingt dem Meriankupfer entnommen. Freilich: der Stich zeigt nicht drei, sondern vier Pferde vor dem Triumphwagen! Aber Geduld — auch diese „Unstimmigkeit" wird ihre Aufklärung finden . . . Ebenso stimmt die weitere recht lebendige Darstellung der Triumphfahrt durch „Memphis große Straßen" mit Merian überein:

„Ein Herold ging voran. Bediente ihm zur Seiten
Dan kam ein gantzer Schwarm von Menschen ihn begleiten
Man rief die Ursach aus worum man ihm verEhre
Und zwar weil er von nun des Landes Vater wäre.
Ein jeder war bereit zu knien und zu bücken
Und der gemeine Mann der wuste sich zu schicken
Doch o wie lagen voll die fenster und die Thüren,
Wie man mit Joseph kam durch alle Gassen führen
Was war es vor Tumult vor Jauchzen hübsen schpringen
Wie man nur die Posaun des Herolds hörte klingen
Sogar es ward bewegt das Hertz der kleinen Kinder
Die guckten lächelten und freuten sich nicht minder
Wie war die Straß gehäuft mit neubegiergen leuten
Und ein verwirrt geräusch begunt sich auszubreiten . . ."

Genügt dies?

Eine Bemerkung noch sei gestattet: Auch die Schilderung der Stadt Memphis am Eingang des zweiten Teils „Joseph" geht auf

10

Joseph empfängt seine Brüder.

Nach dem Kupfer des Matthäus Merian (1630).

Merians Bilder zurück. Wir sehen auf ihnen die „schöne Stadt", die „voll von Schlössern ist" ... „die schön von Lage ist und herrlich von Gebäuden" ... (Tafeln 7, 8, 10, 11.)

„Voll von Schlössern ... herrlich von Gebäuden ..." Allerdings, pharaonenhaft oder sonstwie egyptisch muten sie nicht an, diese Schlösser und Gebäude. Ebensowenig wie das „Zelt" Jakobs zu Hebron (Tafel 9) dem kanaanitischen Stil entsprechen dürfte: ein gutes deutsches Bauernhaus im Schatten eines durchaus mitteleuropäischen Baumes; ein Fachwerkbau mit einem richtigen Schornstein, aus dem der Rauch emporquillt ... Matthäus Merian, der den größten Teil seines Lebens in Frankfurt wohnte und arbeitete, hat sich sehr wahrscheinlich die architektonischen Motive seiner Memphischen Paläste aus der Stadt am Main geholt und ohne Bedenken an die Ufer des Nils versetzt.[1]

— — — — — — — — — — — — — — — —

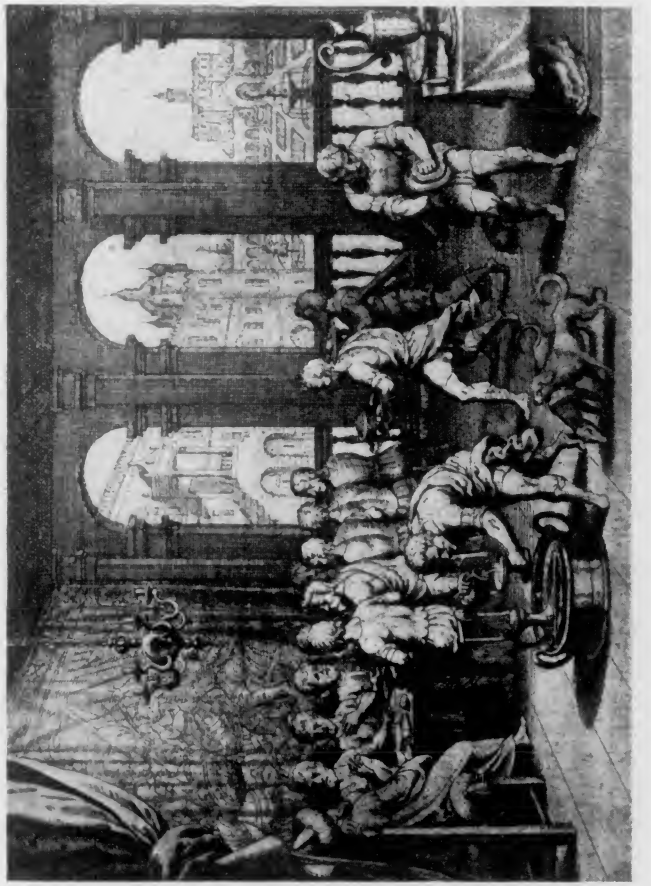
Aber Goethe!? Muß Goethe es gewesen sein? Die Merianbibel reicht doch weit, weit unter Goethes Jugendzeit! 130 Jahre! Wie? Wenn die Kritiker nun doch recht behielten mit ihrer Behauptung, der „Joseph" könnte spätestens zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben sein?

Nun, der gute Merian liefert auch hier eine zwar nur mittelbare, aber immerhin recht klare Antwort. In dieser Weise:

Eines der Bilder (Tafel 6) erzählt, wie die ungetreuen Brüder den Joseph aus der Grube hoben, „da die Midianiter, die Kaufleute, vorüberreiseten." Man sieht sie mit ihren etwas seltsamen Kamelen

[1] Und wenn in der Schilderung der Stadt Memphis in unserem Joseph-Gedicht gesagt wird, daß „die Bürger meist bekleidet sind in Seiden" und „Kaufmannschafften (Handelsgeschäfte) in ferne Lande taten" und „viele Waar in ihrem Lager hatten" und solche von überallher einführten und gegen die ihren einhandelten „fast mit der ganzen Welt" und „dadurch die Stadt emporbrachten" usw., so darf man wieder Bereudsohn zustimmen, der in einer während der Drucklegung dieser Schrift (26. April 1921) im Berliner „Tag" erschienenen kleinen Studie des Titels „Frankfurt am ... Nil" die Meinung äußert und trefflich begründet, daß für die Darstellung von Memphis die Messestadt Frankfurt a. M. das Modell gewesen ist. Er beruft sich dabei auf ein im Jahre 1747 erschienenes Büchlein „Beschreibung der freien Reichs- Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Mayn, mitgetheilet von Johann Bernhard Müller, J. U. L. Frankfurt a. M. bey Johann Friedrich Fleischer".

11



Joseph bewirtet seine elf Brüder.

Nach dem Kupfer des Matthäus Merian (1630).

die Straße ziehn, eine große Karawane, während einer der Jakobsöhne auf sie hinweist.

Diese Erzählung des Merianbildes verschmäht der „Joseph"-Dichter[1], der ohneweiteres den Triumphzug übernahm. Es kann keinen andern Grund dafür geben als den: weil ihm die Trautmannsche, von der Bibel abweichende Darstellung dieses Abschnitts aus der Josephgeschichte näher lag. Er nahm sie in sein Gedicht auf und schuf damit ein Alibi für seine Arbeit. Der Merian allein ließe die Annahme zu, daß die Altonaer Handschrift älter sei als Goethes Jugendzeit, die Verwertung von Trautmanns, um 1760 in dem Giebelzimmer des jungen Goethe und nach dessen „Aufsatz" gemaltem Bilde ist ein Beweis, daß dieser „Joseph" erst nach 1760 entstanden sein kann.

Weiteres, das zu gleichem Ziele führt und wohl noch darüber hinaus, sollen die nächsten Abschnitte darlegen.

[1] Wie er es auch verschmäht, elf Brüder an der Untat gegen Rahels Erstgeborenen teilnehmen zu lassen, wie Merian es will, der sie in dieser Zahl beim Herausholen Josephs aus der Grube zeigt, trotzdem er auf einem späteren Bilde (Tafel 9) den Benjamin noch zwanzig Jahre nach diesem Vorfall ein Kind sein läßt . . .

IX.

Matthäi Merians sechs Bilder zur Josephgeschichte sind dem Verfasser der Altonaer Dichtung (er sei wer immer!) unter allen Umständen bekannt gewesen. Daß sie dem jungen Wolfgang Goethe vertraut waren, bedarf keines Beweises. Sein Zeugnis ist: „Die große Foliobibel mit Kupfern von Merian ward häufig von uns durchblättert . . ." Daran kann nicht gemäkelt werden.

Und doch . . . ein wunderlicher Umstand will hier die Untersuchung beinah ins Stocken bringen und verwirren.

Ein neues Indizium tauchte auf, nach dem nicht gesucht worden war. Es bot sich unerwartet dar und begegnete im ersten Augenblick etlichem Zweifel und Mißtrauen. Indes, bei näherer Betrachtung gab es sich als nützlich und förderlich für unsern Nachweis zu erkennen, in den es sich auf die natürlichste, ganz zwanglose Weise einfügt. — — —

Walter A. Berendsohn, der mit so schönem Gelingen den Spuren der Merianbibel nachgegangen war, bemühte sich auch, jenes alte, auf den Jesuiten Cornelius Crocus und seine späteren Ausbeuter zurückgehende Drama ausfindig zu machen, das dem „Joseph" der Handschrift zur Vorlage gedient hat. Bei dieser mühsamen Stöberarbeit kam er auf den glücklichen Gedanken, den Bücherschätzen nachzuforschen, denen nach „Dichtung und Wahrheit" Wolfgang Goethes Vater soviel Liebe und Sorgsamkeit gewidmet hat. Er ermittelte zu Frankfurt a. M. den Versteigerungskatalog zum Büchernachlaß des Herrn Rat und fand in dieser Liste zwar nicht den dramatischen Schmöker, wohl aber unter den Nummern 187/92: Die „Kyburzer

Historien-, Bet- und Bilder-Bibel. Augsburg. 1737—63." Und es gelang ihm weiter, dieses Werk ausfindig zu machen . . .[1]

Die Übereinstimmungen der Josephdichtung mit den Worten dieses Buches im Gegensatz und zur Ergänzung der Bibel sind zahlreich und unabweisbar. Darüber wird wohl Berendsohn selbst berichten. Hier bleibt die Tatsache festzuhalten, daß einige der in der Kyburz-Bibel enthaltenen neun Bilder zur Geschichte des Joseph ihrem Inhalt nach von dem Dichter der Altonaer Handschrift benutzt worden sind . . .

Deutlichst ist solches bei der Darstellung der Szene zu erkennen, die hier den Randtitel trägt: „Joseph bewirthet seine Brüder" (Tafel 18):

Die Heilige Schrift erzählt I, 43, 32:

> „. . . Und man trug ihm (Joseph) besonders auf, und jenen (seinen elf Brüdern) auch besonders, und den Egyptern, die mit ihm aßen, auch besonders . . ."

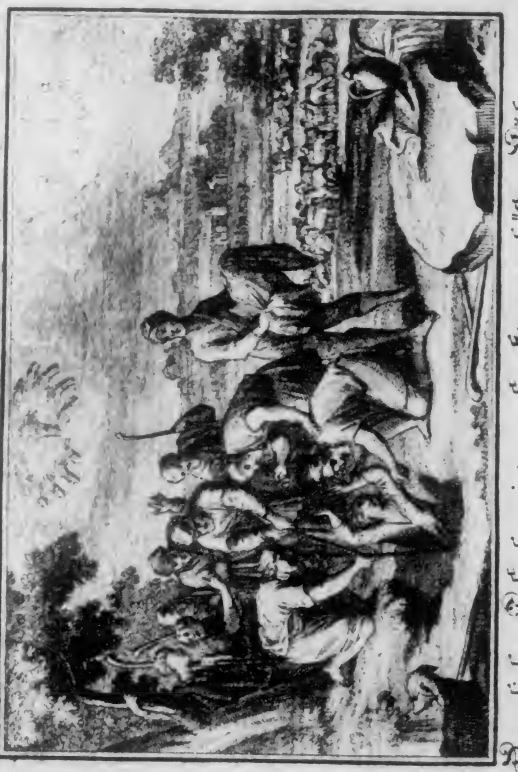
Es ist also nicht gesagt, daß diese drei Parteien: Joseph, seine Brüder, die Egypter, an drei besonderen Tischen saßen; allenfalls kann man nach Vers 34 desselben Kapitels: „Und man trug ihnen (den Brüdern) Essen vor von seinem Tisch" an zwei Tafeln denken, da die Egypter doch „mit ihm aßen" . . .

Merian, der, wie schon gezeigt wurde, etwas leichtherzig mit dem Bibeltext umspringt, läßt (Tafel 11) Joseph mit seinen Brüdern an einem einzigen Tische speisen und unterschlägt die Egypter völlig; Catharina Sperling, die Zeichnerin der Kyburz-Bibel, ordnet drei verschiedene Tische an. Zwischen den Tafeln der „Ebräer" und der

[1] Seine zwei Titelblätter, ein in Buchdruck hergestellter und ein Kupferstich, haben die Texte: „Historien- Kinder- Bet- und Bilder-Bibel, Oder Das Geheimnis der Gottseeligkeit und der Boßheit, In Löblichen und sträflichen Geschichten, In Einem ordentlichen Zusammenhang nebst einfältigen Rand-Fragen, Auch eingedruckten Hundert und zwey Kupferstichen, Vorgestellt von Abraham Kyburz, Verkündiger Evangelischer Bottschaft zu Kilchberg. Erster Theil. Augspurg, Verlegts Johann Andreas Pfeffel, Kayserlicher Hof-Kupferstecher, 1737."

Das andere Titelblatt zeigt in schöngestochenem Rahmen mit symbolischen Figuren die folgende Inschrift, die sich nicht nur durch Angaben über den künstlerischen Teil des Werks von dem gesetzten Titel unterscheidet sondern auch durch ihre Rechtschreibung:

„Historien- Kinder- Bett- und Bilder-Bibel in Hundert und Zwey Löblichen und sträfflichen Geschichten, erbaulich vorgestellet, von Catharina Sperlingen gezeichnet, und von Philipp Gottfried Harder in Kupfer gestochen in Augspurg, Anno 1736. Erster Theil."



Aus Abraham Kyburz' Historien-Kinder-Bet- und Bilderbibel, Augsburg, 1737.

Von Catharina Sperling gezeichnet, in Kupfer gestochen von Peter Gottfried Karder, 1736.

Egypter, die „mit jenen kein Brot essen dürfen, denn es ist ihnen ein Greuel“, thront er allein an einem runden Tische. Im Epos aber heißt es:

„Drei Tafeln waren da mit großer Pracht gedeckt . . .“

und weiter:

„Er setzte sich allein und an zu speisen fing . . .“

Ein Zusammenhang ist nicht zu bestreiten.

Ferner: Aus der Abbildung mit dem Randtitel: „Der erhöhete Joseph“ (Tafel 16), in der Anordnung der dargestellten Vorgänge Merian (Tafel 8) nachgeahmt, findet man zu dem „Cherubim“ mit dem „Lorbeerkranz“ aus des Meisters Matthäus Kupfer vom Jahre 1630 die drei Schimmel, die Catharina Sperling anno 1736 vor Josephs geschnitzten Triumphwagen gespannt hat. Und die Frauengestalt am Fenster hat dem Dichter der Josephhandschrift vielleicht die Anregung gegeben, eine Begegnung der Verführerin Saphira mit ihrem einstigen Sklaven, dem geliebten und verleumdeten Joseph, zu schildern:

„Jetzt kam der große Zug vor Potipharis Thür
Saphira guckte auch aus Neubegier herfür . . .“

— — — — — — — — — — — — — — —

Daß eine „Kinder- und Bet-Bibel“ des Helden Keuschheit in der von dem gewiß sehr sittsamen Fräulein Catharina beliebten Weise: nämlich durch die Vorführung der unkeuschen Frau Potiphar betont (Tafel 14), könnte eigentlich wundernehmen. Die Künstlerin hat freilich die Versuchungsszene nicht gar zu schlimm gemeint und ist viel artiger gewesen, als der wilde Merian mit seiner „fingernackten“ Dame (Tafel 7). Aber das Bett, das zwar geschlossen, aber immerhin genugsam verlockend und andeutend, im Hintergrunde steht und den weiteren Verlauf der Angelegenheit erwartet, dürfte wohl die Einbildungskraft lebhafter Kinder nicht ganz unberührt lassen. Einem so außerordentlich aufgeweckten Knaben wie Wolfgang Goethe, dem der gepfefferte Merian bekannt war und der den

Von Catharina Sperling gezeichnet, in Kupfer gestochen von Peter Gottfried Garber, 1736.

Aus Abraham Kyburz' Historien-Kinder- Bet- und Bilderbibel, Augsburg, 1737.

Gevatter Seekatz an dem kleinen Versuchungsbilde (Tafel 3) malen sah, hat es wohl noch weniger an seiner Seele geschadet als die andern Bilder — — aber man wird ihm schon erotische Ahnungen für sein vierzehntes Lebensjahr zugestehen müssen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dem „verkaufften Joseph“ glaubt man bei Kyburz (Tafel 13) die siebzehn Jahre; der Dichtung selbst entspricht die Gestalt des elfjährigen Goethe des Trautmannschen Gemäldes (Tafel 1), das am stärksten abweicht von der biblischen Darstellung.

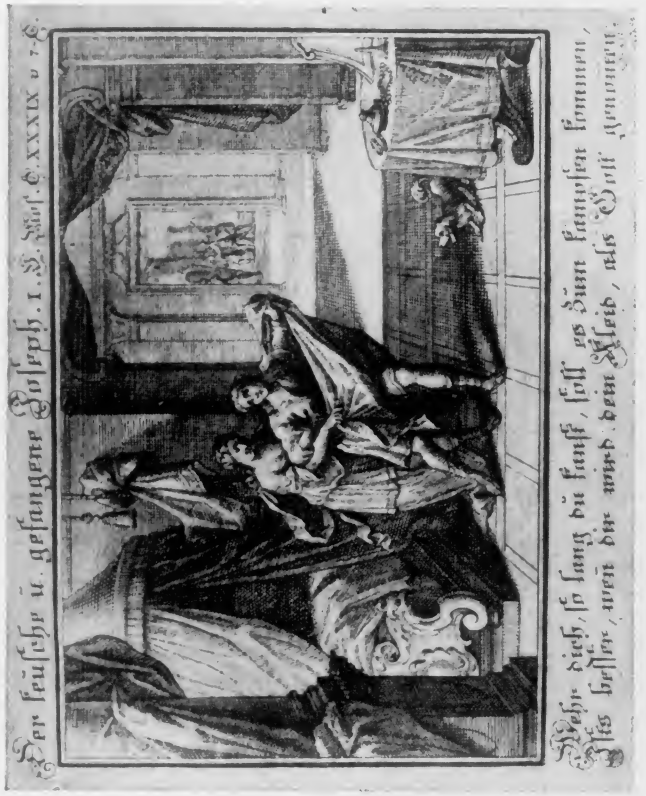
— — — — — — — — — — — — — — — —

Unter das Blatt „Josephs Traumdeutung“ (Tafel 15) könnte man freilich ohneweiters die Verse setzen:

„Doch wie sich dis also begunte mir zu zeigen
So kamen sieben Küh aus diesem Wasser steigen
Die alle stiegen schön u. fett aus diesen Wellen
Begunten insgesampt sich grasend darzustellen
Sie fraßen ab das graß mit ihren scharfen Zungen
Da kamen aus dem Fluß noch 7 Küh gesprungen
— — — — — — — — — — — — — — — —
Doch o was träumet man nicht wunderbare Sachen
Ich sah die magern Küh mit aufgesperrten Rachen . . .“

usw. Aber bis auf die „aufgesperrten Rachen“, die dem Bildchen eigentümlich sind, folgt die Zeichnung genau der biblischen Erzählung von des Pharao Träumen. Der Hinweis auf Simeon als auf den Hauptübeltäter gegen Joseph (Tafel 17) wäre schon eher heranzuziehen, hätte der Verfasser des Epos diesen Zug nicht schon in dem von ihm benutzten Drama und in einer andern Quelle, von der noch ausführlich die Rede sein wird, als eine alte Überlieferung „fertig zum Gebrauch“ vorgefunden. Mit am deutlichsten treten die Anregungen, die der Dichter aus der Kyburz-Bibel empfangen hat, aus dem Kupfer: „Israels Reyse und ankunft in Egypten“ (Tafel 20) zu Tage. Nicht nur wird das Mittelstück der Darstellung „wortgetreu“ wiedergegeben:

14



Aus Abraham Kyburz' Historien-Kinder-Bet- und Bilderbibel, Augsburg, 1737.

Von Catharina Sperling gezeichnet, in Kupfer gestochen von Peter Gottfried Sarder, 1736.

„Joseph langet an zu Gosen
Hierselbst siehet man wie zärtlich Sohn u. Vater sich liebkosen
Ströme fließen hier von Thränen, mancher Seufzer steigt empor
Niemand bringt vor großer Freude mehr ein einzigs Wort hervor
Sie umarmten sich einander, und als wenn sie fast entzücket
Haben sie sich lange Zeit um den Hals gefast, gedrücket . . .“

Auch die auf der gleichen Tafel mit behandelte „Reyse“ wird im Gedicht so abkonterfeit, daß mir die Benutzung einer bildlichen Vorlage dazu schon bei der ersten Lesung des epischen Gedichts klar wurde, ohne daß ich von Kyburz, ja nicht einmal von dem Vorhandensein der Thoranc-Gemälde eine Ahnung hatte. (Ich wies damals im Berliner „Tag“ auf diesen Punkt hin in einem Aufsatz, den einige große „Provinz“-Zeitungen übernahmen):

„Auf Wagen fuhr man auch die Weiber u. die Kinder
Die waren auch vergnügt und jauchzeten vor freud
Voran und hinter sie da gingen Schaaf und Rinder
Und ihre Haabe war von ihnen auch nicht weit . . .“

— — — — — — — — — — — — — — —

Alles in allem: Die Zeichnungen der Catharina Sperling aus Kyburz' „Historien- Kinder- und Bilder-Bibel“ vom Jahre 1737 sind für das Epos der von Paul Piper zu Altona aufgefundenen Handschrift ebenso unzweifelhaft benutzt worden, wie Merian von 1630 und Trautmann und Seekatz von 1760.

Und Walter A. Berendsohns emsige und erfolgreiche Forscherarbeit hat auch hier, wo er mir die Ergebnisse seiner schönen Entdeckungen in nicht weniger als 15 Abbildungen zur Verfügung stellt, sein gutes gezeitigt. Er sei bedankt! Andere, gewichtigere, die auf sprachlichem Gebiete liegen und Zeugnis ablegen sollen für Goethe als Autor des „Joseph“ werden den jungen Gelehrten wohl zu weiteren Veröffentlichungen veranlassen, wie er denn schon mancherlei gegen Prof. Leitzmanns Abhandlung, die den „Joseph“ um seiner Sprache willen glaubt ablehnen zu müssen, ins Feld geführt hat, vor allem die köstlichen Briefe der Frau Rat Goethe.[1]

[1] In dem Aufsatz „Joseph und seine Verfolger“, erschienen am 6. April 1921 im „Hamburger Fremdenblatt“.

15

Aus Abraham Kyburz' „Historien- Kinder- Bet- und Bilderbibel, Augsburg, 1737.

Von Catharina Sperling gezeichnet, in Kupfer gestochen von Peter Gottfried Garder, 1736.

„Genug“ sagt der sechzigjährige Goethe, da er von seinem Jugendwerk spricht, „ich vergegenwärtigte mir alle Begebenheiten bis ins kleinste Detail . . .“ Viele, viele dieser „Details“ holte der Vierzehnjährige sich, wo sie mühelos zu finden waren, daher ein Motiv, dorther einen Zug, hier ein „Inzidenz“, dort eine „Episode“, an anderer Stelle wieder anderes, und verquickte alles dieses mit einander und mit manchem, das in ihm selber laut und klar wurde, zu dem, was er damals zur Schaffung eines „neuen und selbständigen Werkes“ für geeignet halten mochte. Nicht anders, ja genau so arbeitete er, wie heute noch mancher mehr oder weniger namhafte Autor (und nicht nur des Films) schafft, freilich ohne später, wie Goethe lächelnd tat, zu bekennen: „Ich bedachte nicht, daß hiezu ein Gehalt nötig sei und daß dieser uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung selbst entspringen könne.“

Ja . . . aber in „Dichtung und Wahrheit“ ist nirgend von der Kyburz-Bibel zu lesen, die im Goethehause bis 1782 im Bücherschrein stand! . . . Das stimmt allerdings. Indes: von Merians Kupfern ist in dem Bericht über die Joseph-Arbeit von 1762/63 auch nichts zu finden und selbst der Bilder, die der Königsleutnant zur Josephgeschichte malen ließ, wird nicht an dieser Stelle Erwähnung getan . . .

Es hatte gar keinen Zweck, zu einem seit fast einem halben Jahrhundert verlorenen Werke, das natürlich kein Meisterstück geworden sein konnte und nur noch als vielfach verschleierte Erinnerung in dem alternden Dichter spukte, großartig die Quellen anzugeben.

„Erfindungs- und Nachahmungsgabe“ . . . Das ist es!

Und Winke, die den Weg weisen.

Von Catharina Sperling gezeichnet, in Kupfer gestochen von Peter Gottfried Kardor, 1736.

Aus Abraham Kyburz' Historien-Kinder- Bet- und Bilderbibel, Augsburg, 1737.

X.

In einer sehr umfangreichen Betrachtung über den „Altonaer Joseph“ — sie füllt acht hohe Spalten unter dem Strich der im Großformat erscheinenden „Frankfurter Zeitung“ und wurde am 21. November 1920 veröffentlicht — schreibt Professor Julius Petersen, der bekannte, zum Nachfolger Erich Schmidts an der Berliner Universität erwählte Germanist:

„Auch der zehnjährige Goethe hätte keine so kläglichen Verse gemacht, geschweige denn, daß der achtzehnjährige sie unverbrannt gelassen hätte. Für einen vierzehnjährigen Dichter sind sie viel zu schlecht, während der fromme Reimschmied, der sie verbrach, meinetwegen fünfzig Jahre alt gewesen sein konnte, als er sich erweckt fühlte.“

Und er kommt zu dem Schluß:

„Wer war es? ... Hier wird man, wenn nicht ein Zufall zu Hilfe kommt, auf die Ermittlung verzichten müssen, die auch im Grunde ziemlich gleichgültig bleibt. Ein wenig gebildeter Herrnhuter in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der unter dem Einfluß der geistlichen Oratorien- und Kantatendichtung, sowie des pietistischen Gesangbuches stand — mit dieser Vermutung muß man sich einstweilen begnügen.“ — — —

Unter dem ersten Eindruck dieser Besprechung richtete ich an den Verfasser einen „offenen Brief“ [1], der, in großer Eile aufgezeichnet, schon deshalb keinen Anspruch auf Endgültigkeit machen konnte, weil er sich in zwei wichtigen Punkten auf Andeutungen beschränken mußte: so in Bezug auf meinen Einfall, die auch von Professor Petersen erwähnten (leider aber nicht nochmals betrachteten, in Frankfurt

[1] Er erschien bereits am 26. desselben Monats im „Berliner Börsen-Courier“.

17

Aus Abraham Koburg's Historien-Kinder- Bet- und Bilderbibel, Augsburg, 1737.

Von Catharina Sperling gezeichnet, in Kupfer gestochen von Peter Gottfried Harder, 1736.

befindlichen) Josephbilder des Grafen Thoranc heranzuziehen zum Nachweis eines natürlichen Zusammenhangs zwischen dem Frankfurter Goethe-Hause und der von Professor Piper aufgefundenen Handschrift, so in einem andern Punkte, der mich in den folgenden Ausführungen beschäftigen wird.

Zunächst aber möchte ich, meinem „offenen Briefe" folgend, zu den eingangs angeführten Sätzen Prof. Petersens anmerken, daß ein Widerspruch festzustellen ist zwischen ihnen und einer andern Stelle desselben Aufsatzes:

„Von Klopstock ist die Diktion (des Altonaer „Joseph") gänzlich unberührt, ebenso von der Prosa Mosers, auf dessen ‚Daniel in der Löwengrube' Goethe selbst hingewiesen hat. Dieser Fingerzeig darf keineswegs gleichgiltig sein: in Mosers ‚Daniel' ist das ständige Gebet zum Herrn[1] die Ursache der Verfolgung und somit das Kernmotiv. Kein Wunder also, daß Goethes echter Joseph, der diesem Vorbild nachgeahmt war, ‚nichts zu tun hatte als zu beten'. Pipers Joseph läßt diese Erwartung bis auf zwei oder drei eingelegte Arien unerfüllt. (!!) Von ihm hätte Goethe eher sagen können, er habe nichts zu tun als zu träumen und Träume zu deuten."

Was ebenso unrichtig gewesen wäre! Denn in „Pipers Joseph" träumt der Held außer den „vorgeschriebenen" Träumen der Bibel nur ein einziges Mal „selbständig": als er sich auf dem Weg zu seinen Brüdern befindet und ahnungsschwer aus dem Schlafe erwacht, erzählt er in Versen (ich gebe sie in unserer heutigen Rechtschreibung wieder), die an spätere Goethesche Rhythmen erinnern:

[1] „Dichtung und Wahrheit" charakterisiert den „Daniel" (ein in Prosa abgefaßtes „Heldengedicht in sechs Gesängen"), immerhin etwas anders, nämlich: „Hier gelangt ein wohldenkender Geschäfts- und Hofmann durch mancherlei Trübsale zu hohen Ehren, und seine Frömmigkeit, durch die man ihn zu verderben drohte, ward früher und später sein Schild und seine Waffe." (Das ist gewiß nicht dasselbe.) Der „Daniel" aber ist erst im Jahre 1763 erschienen, zu einer Zeit also, da Goethe sich schon längst mit dem Stoffe auf das eingehendste beschäftigt hatte. Mosers Werk scheint in Wahrheit, wegen der Ähnlichkeit seines Vorwurfs, für den jungen Goethe der letzte Anstoß gewesen zu sein, den „Joseph" endlich, oder den bereits angefangenen eifriger in Angriff zu nehmen. Von einer Nachahmung kann keine Rede sein. Und das „ständige Gebet" darf wohl als abgetan gelten.

Aus Abraham Hyburs' Historien-Kinder-Bet- und Bilderbibel, Augsburg, 1737.

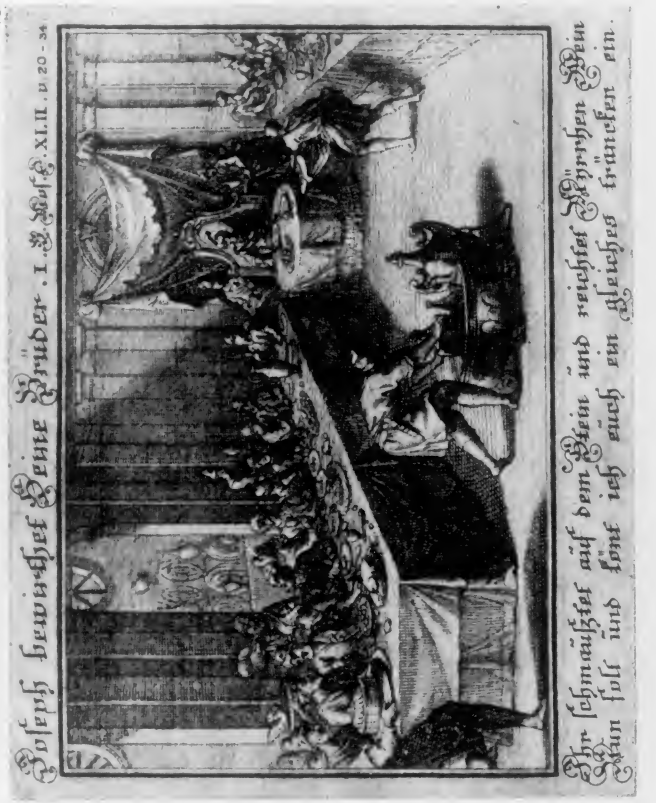
Von Catharina Sperling gezeichnet, in Kupfer gestochen von Peter Gottfried Korder, 1736.

Obgleich mein Mund dich, Herr, jetzt lobet,
So iſt mein Aug doch tränenvoll.
Ich bin betrübt, Einbildung tobet,
Und weiß nicht, was geſchehen ſoll.
Und darf ich der Einbildung trauen,
Wird mir die Stille nur zum Grauen.

Ich lag im Schlaf und ſtillen Frieden,
Vergnügt und voll Zufriedenheit,
Von meinen Brüdern abgeſchieden,
Und weidete in Einſamkeit.
Indem ich hütete die Schafe,
Der eine große Menge war,
So kam mir ſchrecklich vor im Schlafe,
Daß unter dieſen eine Schar
Von großen Wölfen war verborgen.
Und darum kam ich recht in Not,
Es brachte mich in tauſend Sorgen.
Die Wölfe dräuten mir den Tod.
Sie kamen auf mich angeſprungen,
Daß ich mich garnicht bergen kunnt.
Und haben auf mich losgedrungen — — —
Da wacht ich auf in dieſer Stund . .

Und das ſoll nun eine „klägliche Reimerei“ ſein von „hölzerner Unbeholfenheit!“ Oder, wie ein anderer Kritiker von der Goethe-Fakultät ſo ſchön ſagt: „das unbeholfene Lallen eines kindiſchen Nachbeters . . . ſaft- und kraftlos . . . das Machwerk eines Dichterlings . . .“ Es will ebenſowenig einleuchten, wie die Angabe, daß der Altonaer Joſeph ſo wenig betet und dennoch einen frommen Reimſchmied zum Verfaſſer haben könnte oder einen wenig gebildeten Herrnhuter, der unter dem Einfluß der geiſtlichen Oratoriendichter uſw. und (gar!) des pietiſtiſchen Geſangbuches ſtand.

19



Aus Abraham Kyburz' Hiſtorien-Kinder- Bet- und Bilderbibel, Augsburg, 1737.

Von Catharina Sperling gezeichnet, in Kupfer geſtochen von Peter Gottfried Hardter, 1736.

XI.

Und nun zu dem zweiten Hauptpunkte, den ich in meinem „offenen Briefe“ nur andeuten konnte.

Im vierten Buche ersten Teils von „Dichtung und Wahrheit“ (Seite 145 ff. der Jubiläumsausgabe) erzählt Goethe von dem Rektor des Frankfurter Gymnasiums, Doktor Albrecht, der ihm Privatstunden im Hebräischen gab. Dieser „Rektor Albrecht, eine der originalsten Figuren von der Welt“ (man erneuere sich ein Vergnügen und lese alle diese Köstlichkeiten freundlichst nach), verwies den in biblischen Dingen oft unbequemen und vorwitzigen Frager Wolfgang, um Ruhe zu haben und in der Lektüre seines geliebten Lucian nicht gestört zu werden, „auf das große englische Bibelwerk, welches in seiner Bibliothek bereit stand und in welchem die Auslegung schwerer und bedenklicher Stellen auf eine verständige und kluge Weise unternommen war. Die Übersetzung hatte durch die großen Bemühungen deutscher Gottesgelehrten Vorzüge vor dem Original erhalten. Die verschiedenen Meinungen waren angeführt und zuletzt eine Art von Vermittelung versucht, wobei die Würde des Buchs, der Grund der Religion und der Menschenverstand einigermaßen bestehen konnten. So oft ich nun gegen Ende der Stunde mit hergebrachten Fragen und Zweifeln auftrat, so oft deutete er auf das Repositorium; ich holte mir den Band, er ließ mich lesen, blätterte in seinem Lucian, und wenn ich über das Buch meine Anmerkungen machte, war sein gewöhnliches Lachen alles, wodurch er meinen Scharfsinn erwiderte. In den langen Sommertagen ließ er mich sitzen, solange ich lesen konnte, manchmal allein; nur dauerte es eine Weile, bis er mir erlaubte, einen Band nach dem andern mit nach Hause zu nehmen.“

Aus Abraham Kyburz' Historien-Kinder-Bet- und Bilderbibel, Augsburg, 1737.

Von Catharina Sperling gezeichnet, in Kupfer gestochen von Peter Gottfried Kurder, 1736.

Man merkt, wohin ich ziele. Der Einfall, mir dieses von dem sechzigjährigen Goethe so überaus liebevoll behandelte Bibelwerk näher anzusehn, das er, elf- oder zwölfjährig, mit leidenschaftlichem Eifer gelesen, mußte zwanglos aus dem Gedanken herauswachsen, die nach dem Aufsatz des Wunderknaben hergestellten Joseph-Gemälde zu prüfen. Es war für mich keine Frage, daß „Goethes echter Joseph" um Prof. Petersens Wort zu gebrauchen, daß „Goethes echter Joseph" unbedingt etwas von diesen und manches von jenem enthalten mußte. Frisch war dies alles in seinem Gedächtnisse, da er seine „prosaisch-epische Dichtung" dem Dr. Clauer diktierte.

Auf welche Bibel Goethe sich bezog, war in Richard M. Meyers Anmerkungen in der Jubiläumsausgabe festzustellen. Ich gebe aber hier den ganzen Titel des neunzehnbändigen Werkes, von dem bis 1763 zehn Bände erschienen waren:

„Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nebst einer vollständigen Erklärung derselben, welche aus den auserlesensten Anmerkungen verschiedener Engländischen Schriftsteller zusammengetragen, und zuerst in der französischen Sprache an das Licht gestellet, nunmehr aber in dieser deutschen Übersetzung auf das neue durchgesehen, und mit vielen Anmerkungen und einer Vorrede begleitet worden durch D. Romanus Teller, der Gottesgelahrtheit öffentlichem Lehrer, des Stiftes zu Zeiz Canonicus, des Königl. und Churfürstl. Consistorii zu Leipzig Assessor und bey der Thomaskirche Pastor. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf 1749."

Auf diese Jahreszahl ist zu achten!

Daß der Verfasser des Altonaer „Joseph" diese Bibel ungefähr gekannt haben muß, wurde mir sehr bald deutlich, und ich will versuchen, in einigen Beispielen den Wortlaut des biblischen Textes, die Erklärung der Anmerkungen aus Teller und die Verse aus dem „Joseph" aneinanderzureihen.

1. Buch Mose, 37, 11 (nach der Übersetzung Martin Luthers, die der Dichter benutzt hat):

„... Aber sein Vater (nämlich Jakob, nachdem er Joseph um seiner Träume willen getadelt hat) behielt diese Worte."

Die Anmerkung:

„Ob es gleich schien, als ob Jakob gegen die Träume seines Sohnes gar wenig Aufmerksamkeit hegete: So ward er doch innerlich gar sehr davon gerührt. Da sich Gott manchmal auf diese Weise offenbarte: so muthmaßte er, zween so besondere Träume, die auf einerley Zweck abzieleten, könnten gar wohl von ihm herkommen, und etwas prophetisches in sich fassen. Polus, Patrick."

In der „Joseph"-Dichtung ist zu lesen:

Als sie den andern Tag darauf von dannen zogen,
Hat Jakob Josephs Traum nochmalen recht erwogen.
Ei, dacht' er, zweifelsohn wird's noch erfüllet werden,
Gott führet wunderlich die seinen hier auf Erden.
Zwei Träume gleicher Art, die müssen was bedeuten,
Doch warte ich die Zeit, ohn solches auszubreiten.
Ich mußte Joseph zwar mit Ernst auf Demut zeigen,
Sein zartes Herz dadurch vom Hochmut abzuneigen,
Weil der Allmächtige aufs niedrige nur siehet
Und den, der trotzig ist, die nahe Hilf entziehet,
Doch rührte mich die Art, womit er seine Sachen
So unschuldsvoll und rein konnt kund und wissend machen.
Gewiß, das kommt von Gott, denn unsrer Väter Leben
Ist schon seit Abrams Zeit mit lauter Gut umgeben,
Gott hat mich selber ja durch Träume oft geleitet ...

Jeder Kommentar erübrigt sich! In derselben freien Weise wie bei dem Drama, das dem Dichter zum Vorbilde gedient hat, ist auch hier der fremde Gedankengang wiedergegeben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit welcher Gründlichkeit der Verfasser des „Joseph" gerade den im Geburtsjahr Goethes zuerst erschienenen und ... seltsam, höchst seltsam! ... von dem Knaben Wolfgang so eifrig gelesenen ersten Band der Teller-Bibel für seine Dichtung studiert hat, mögen aus den vielen Beispielen, die mir zum Teil auch von anderer Seite nachgewiesen werden, nur die folgenden zeigen:

Genesis 41, 14 heißt es von Joseph, da Pharao ihn aus dem Gefängnis rufen läßt:

„... Und er ließ sich scheeren und zog andre Kleider an ..."

Die englische Bibel erklärt:

„Joseph hatte seine Haare und seinen Bart zum Zeichen der Trauer und des Betrübnisses wachsen lassen ..."

Die Josephdichtung:

„denn weil ich war in Leid und konnte mich nicht fassen,
So habe ich die Haar leidtragend wachsen lassen ..."

— — — — — — — — — — — — — — —

Genesis 42, 28: da die erstmals aus Egypten wieder heimziehenden Söhne Jakobs das Kaufgeld für das Getreide in den Säcken finden:

„Da entfiel ihnen ihr Herz und erschracken untereinander und sprachen: Warum hat uns Gott das getan?"

Die Bibelerklärung:

„Natürlicherweise hätten sie sich mehr darüber erfreuen als erschrecken sollen. Aber ein böses Gewissen erschrickt über alles ..."

Dieses weise Wort von dem „bösen Gewissen" schien dem Dichter zu bedeutungsvoll, als daß ers einfach als kurze Betrachtung hätte in die Erzählung einfügen sollen. Und so setzt er an diese Stelle, genau an diese Stelle eine das „böse Gewissen" behandelnde

Aria:

Böß gewissen
Muß recht büßen
Wenn es wird von Noth geplagt
Sehr erschrecket
Aufgeweccket
Und aufs äusserste genagt
Wenn es wird mit Angst gequälet
Und vor Schrecken fast entseelet
Steth es jämmerlich und klagt
Böß gewißen
Muß recht büßen
Wenn es wird von Noth geplagt ...

Gewiß ein recht übles Poëm, aber viel schlechter als alte und neuere und neueste Operntexte, an die es doch sehr erinnert, ist das Dingelchen am Ende auch nicht. Im übrigen mag es die Unstimmigkeiten

in der von den Kritikern gerügten Orthographie der Handschrift deutlich machen: „Steht", wie das Wort an anderen Stellen geschrieben erscheint, wird hier zu „steth", und das „Gewissen", in anderen Versen mit großen Anfangsbuchstaben, hat hier kleine und tritt dazu einmal mit dem „Doppel-ſ" und kurz darauf mit dem „ß" auf, was immerhin auf einen wenigstens zerstreuten Schreiber schließen läßt ...

— — — — — — — — — — — — — — —

I, 42, 11 antworten die Söhne Jakobs auf die Beschuldigung, als Kundschafter ins Land gekommen zu sein, ihrem Bruder Joseph:

„Wir sind alle Eines Mannes Söhne; wir sind redlich und deine Knechte sind nie Kundschafter gewesen ..."

Kommentar dazu:

„Denn es war nicht wahrscheinlich, daß ein Vater seine zehen Söhne miteinander sollte abgeschickt haben, das gefährliche Handwerk eines Kundschafters zu betreiben."

Im „Joseph" sprechen die Brüder:

„Ein Mann der sonst kein Trost mehr hat in diesen Leben
Der sollte uns gesampt so in Gefahren geben
Spionen sendet man nicht aus in einen Haufen
Und darum bleibts dabey wir kommen Speiß zu kaufen ..."

— — — — — — — — — — — — — — —

I, 42, 24:

„Und er wandte sich von ihnen (den des Spionierens beschuldigten Brüdern) und weinte ..."

Die Erläuterung im Teller:

„Waren seine Thränen Thränen des Mitleidens: so hatte die Freude gewiß auch großen Anteil daran, und es ist kein Zweifel, daß der fromme Joseph innerlich gerühret ward, als er hörte, daß seine Brüder ihre Fehler auf eine so aufrichtige Weise erkannten ..."

In der Handschrift:

Joseph der dies höret denckt bey sich selber
„Dis sehe ich alhier an meine eigne Brüder
Die auf des Angstes Meer umschwermen hin u. wieder
Die sind durch große Not u. ängstlichkeit gebeuget

Von dem was sie getan, nun gänzlich überzeuget
Ich merk es gar zu wohl wie sie sich selbst verdammen
Sie leugnen nicht die Schuld, so sie betrübt zusammen ..."

Und als wäre das Wort vom „frommen Joseph" im Kommentar ein Stichwort, entschließt der Dichter sich auch hier zu einer

Aria

Ein frommes Herz wird bald bewegt
In eine Thränen fluth gesetzet
Ob es vorher gleich war verletzet
Und nun den feind in Nöthen sieht

— — — — — — — — — — — — — — —

Genesis 43, 12 sagt Jakob zu seinen zum zweiten Male nach Egypten ausziehenden Söhnen:

„Nehmet auch ander Geld mit euch; und das Geld, das euch oben in euren Säcken wieder worden ist, bringet auch wieder mit euch. Vielleicht ist ein Irrtum da geschehn."

Der Teller-Kommentar merkt hier an:

„Diese Vorsichtigkeit war nöthig, weil der Preis des Getraydes gestiegen seyn mochte ..."

Der „Joseph" übernimmt die Erklärung zu Jakobs Worten in folgender Weise:

„Ja freilich nehmt das Geld das ihr zurück bekomen
Und doppelt Geld werd noch ohn diesen mitgenomen
Wenn etwa das Getrayd in dessen aufgestiegen
Daß ihr durch wenig Geld nicht komt in misvergnügen ..."

— — — — — — — — — — — — — — —

Genesis 41, 42, wo Joseph erhöht wird durch Pharao:

„Und tat seinen Ring von seiner Hand und gab ihn Joseph an seine Hand und kleidete ihn mit köstlicher Leinwand ..."

Hierzu die Teller-Bibel:

„Pharao ließ es nicht dabey bewenden, daß er den Joseph zur höchsten Würde erhoben hatte, sondern er wollte ihm auch sogleich die äußeren Merkmale derselben mittheilen. Er zog sogleich den Ring von seinem Finger und steckte ihn an Josephs Finger, es mag nun entweder seyn, daß es ein Zeichen der Hoheit seyn sollte, zu welcher er ihn erhob, oder damit er sich desselben bedienen möchte, die Briefe und Patente damit zu siegeln, die er in Zukunft als der oberste Bediente auszufertigen haben würde."

Das Joseph-Epos benutzt an dieser Stelle, wo es die Erklärung übernimmt, daß der Ring zum „Besiegeln" bestimmt sei, die Teller-Bibel, die übrigens nicht die Übersetzung Luthers, sondern eine eigene wiedergibt, auch darin, daß es Pharao dem Joseph den Ring nicht „an seine Hand", sondern an seinen „Finger" geben läßt. Aber in der angefügten „Aria" heißt es wieder: „So wird nun die Hand mit dem Ringe gezieret" ...

— — — — — — — — — — — — — — —

Unter den Brüdern Josephs wird von diesem, da er, Regent des Landes, die Jakobsöhne, die Speise zu kaufen gekommen waren, heimschickt, den Benjamin zu ihm zu bringen, Simeon als Geisel ausgewählt; er bleibt gefesselt im Gefängnis zurück. (I, 42, 24) Warum gerade der Simeon? Dazu bemerkt die englische Teller-Bibel:

„Die Rabbiner und Philo sagen, Joseph habe den Simeon deswegen vor allen andern bei sich behalten, weil er die Ursache gewesen wäre, daß man ihn in eine Grube geworfen hätte. Die Muthmaßung ist nicht ganz unwahrscheinlich."

Und man lese nach, wie der gute Simeon sich in der Josephdichtung (1. Teil, Vers 457 bis 474) beträgt. Er wird als der Träger des wildesten Hasses gegen den Träumer dargestellt. ... Freilich nicht nur hier, sondern wie in den Pseudepigraphen zum Alten Testament schon, wie im Talmud und bei Philo und bei Flavius Josephus, der die „historische" Quelle aller Späteren ist, auch in fast sämtlichen Joseph-Dramen, deren eines für die Altonaer Handschrift benutzt worden ist.

Kapitel 45, Vers 3 bis 5:

„Und er sprach zu seinen Brüdern: „Ich bin Joseph. Lebet mein Vater noch?" Und seine Brüder konnten ihm nicht antworten, so erschraken sie vor seinem Angesicht.

„Er aber sprach zu seinen Brüdern: Tretet doch her zu mir! Und sie traten herzu. Und er sprach: Ich bin Joseph, euer Bruder, den ihr nach Egypten verkauft habt.

„Und nun bekümmert euch nicht, und denkt nicht, daß ich darum zürne, daß ihr mich hierher verkauft habt; denn um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch hergesandt ..."

Dazu lesen wir in der „englischen Bibel“:

„Alles, was er anfangs sagen konnte, bestand in diesen wenigen Worten: Ich bin Joseph, ist es möglich, daß mein Vater noch lebt? Seine Stimme, welche von der Bewegung seines Herzens erstickt ward, konnte nicht mehr, als diese Worte vorbringen. Aber es waren so zärtliche, und so unvermutete Worte, daß seine Brüder, die auf einmal von Erstaunen, Furcht und Freude gerühret wurden, ganz bestürzt da stunden, und sich nicht einmal erkühneten, ihre Augen gegen ihn aufzuheben, um sich dadurch zu überzeugen, ob er wirklich ihr Bruder wäre oder nicht.

„Nachdem man eine kurze Zeit auf beiden Seiten stille gewesen war, sahe Joseph, daß sich seine Brüder in einer schrecklichen Unruhe befanden. Er tat sich deswegen von neuem Gewalt an. Und damit er ihre Unruhe auf einmal stillen möchte: so redete er sie mit einer solchen Sanftmut und Gütigkeit an, welche sogleich einen Trost und eine Freudigkeit in ihren Herzen erregen mußte. Da sie sich in einer gewissen Entfernung von ihm auf die Erde niedergeworfen hatten: so ließ er sie nahe zu sich treten, und indem er wieder anfing zu reden, sagte er zu ihnen: Ja, ich bin euer Bruder. Weder mein hoher Stand, in dem ich mich befinde, noch euer unmenschliches Verfahren, dessen ihr euch damals schuldig machtet, als ihr mich verkauftet, nichts von diesem allen hat meine Neigung von euch gewendet.“

Und in dem zu Altona aufgefundenen, von Paul Piper dem vierzehnjährigen, mit der „englischen Bibel“ Tellers innig vertrauten, Wolfgang Goethe zugeschriebenen „Joseph“ (des leichtern Lesens wegen in unserer heutigen Schreibweise wiedergegeben):

„Ich bin Joseph!“ rief er. Was dachten seine Brüder,
Daß er in ihrer Sprach' den Brudernam vorbracht?
„Wie![1] lebt mein Vater noch?“ war seine Frage wieder,
„Den ihr so öftermals genennet habt gemacht?“
Dies war ein schreckhaft Wort. Ihr Herze mochte springen.
„Lebt Joseph,“ dachten sie „wie will es uns ergehen?
Lebt Joseph, so wird er in schwere Straf' uns bringen!
Lebt Joseph, so wird uns ein großes Leid entstehn!“
Vor Schrecken traten sie weit abwärts von die Seite,
Ihr Angesichte ward bald blaß, bald wieder rot,
Sie sahen alle aus als ganz verstörte Leute,

[1] Das Aufzeichen (!) bringt auch die Originalhandschrift, in dieser Weise das „Ist es möglich?“ des englischen Kommentars übernehmend.

Ihr sonst so stolzes Herz war nun voll Angst und Not.
Sie wußten durch die Not auch gar nicht durchzubrechen
Und wußten keinen Rat und Mittel, was zu tun;
Bestürzet waren sie und konnten kein Wort sprechen,
Und ihr Gewissen konnt' bei dieser Zeit nicht ruhn.
Fürst Joseph lächelte mit halb vermischten Tränen,
Er sagte: „Tretet doch nur näher her zu mir!
Enthaltet euch gesamt von Seufzen und von Stöhnen!“
Ganz zitternd kamen sie und stellten sich ihn für.
„Ich bin Joseph!“ sprach er mit freundlichen Gebärden,
„Der euer Bruder ist, verstehet ihr es nicht?
Der von euch damals nicht gelitten konnte werden,
Den ihr verkaufet habt, versteht ihr den Bericht?
Allein bekümmert euch nicht mehr um diese Dingen,
Denkt nicht, daß ich darum erzürnt und grimmig sei,
Gott hat es so geschickt und mich hier lassen bringen
Zu euer eigen best, und alles ist vorbei!“

— — — — — — — — — — — — —

Der Fürst ging weiter fort und sprach: „Hört, meine Brüder,
Seid nicht vor mir in Angst und habet guten Mut.
Ich sehe, wie vor Schreck noch beben eure Glieder,
Doch was ich hab' getan, das tat ich euch zu gut...“

— — — — — — — — — — — — — — —

Diese ganze Stelle (wie noch viele andere, besonders im fünften Teil der Dichtung) ist so deutlich, so sehr, selbst bis zur Benutzung einzelner charakteristischer Ausdrücke nach den Erläuterungen der Teller-Bibel ausgeführt, daß ein weiteres Wort sich erübrigt. Müßig erschiene es, noch zwanzig oder dreißig oder gar mehr Übereinstimmungen zwischen der „englischen Bibel“ und der Joseph-Dichtung des unbekannten Verfassers an den Tag zu bringen.

Einer aber, der wichtigsten vielleicht für den Nachweis, daß der Teller-Kommentar über den „umständlichen Aufsatz“ des elfjährigen Wolfgang Goethe zu den Joseph-Bildern des Grafen Thoranc und von hier zu der Joseph-Dichtung führt, dieser einen, den Kreis schließenden Stelle sei hier noch der Raum gegönnt:

Genesis 37, 32 bis 35:

„... Und schickten den bunten Rock (den in das Blut eines Ziegenbocks getunkten) hin und ließen ihn ihrem Vater (Jakob) bringen und

sagen: „Diesen haben wir gefunden; siehe obs deines Sohnes Rock sei oder nicht."

„Er kannte ihn aber und sprach: „Es ist meines Sohnes Rock, ein böses Tier hat ihn gefressen, ein reißend Tier hat Joseph zerrissen."

„Und Jakob zerriß seine Kleider und legte einen Sack um seine Lenden und trug Leid um seinen Sohn lange Zeit.

„Und alle seine Söhne und Töchter traten auf, daß sie ihn trösteten; aber er wollte sich nicht trösten lassen . . ."

Die Anmerkung der englischen Bibel zu dieser Stelle lautet:

„Sie schickten einen Boten nebst Josephs Rock an den Jakob, und da sie ihm unverzüglich folgten, so sahen sie die große Betrübniß selbst mit an, welche er empfand, weil er glaubte, sein geliebter Joseph wäre von einem wilden Tier gefressen worden. Ohne Zweifel stellten sie sich gleichfalls, als ob sie ganz außerordentlich darüber betrübt wären."

Man sehe sich daraufhin das Trautmannsche nach des elfjährigen Goethe „Aufsatz" hergestellte Bild an, das die Szene zeigt! (Tafel 2.) Was ist darauf wahrzunehmen? Vor dem von einem seiner Söhne gestützten Jakob kniet der Bote, der den blutigen Rock vorweist. Der alte Mann scheint außer sich und von großer Schwäche befallen. Die Söhne aber sind — im Gegensatz zur biblischen und im Einklang mit der Darstellung des Kommentars — anwesend, und einer von ihnen — es dürfte der mitschuldige Juda sein — gibt einem andern ein heimliches Zeichen. Man hat das deutliche Gefühl, daß der Maler zum Ausdruck bringen wollte eine Komödie, die die Söhne Jakobs ihrem betrogenen Vater vorspielen.

Dagegen halte man den Text aus dem „Joseph", dem es auch hier nicht an den von der Kritik völlig vermißten eigenen Einfällen, „Inzidenzien und Episoden" fehlt:

Knecht

Sieh hier, mein lieber Herr, in diesen Morgenstunden
Da hab ich diesen Rock bei einem Wald gefunden
Erkennest du den Rock?

Jakob

Ach ja, ich kenn' ihm schon,
Das ist gewiß der Rock von meinem lieben Sohn.

Und darauf starrte ihm das Blut in Leib und Leben,
Er konnte keine Stimm' noch Antwort ferner geben,
Er fiel im Augenblick in starker Ohnmacht nieder
Und sein bestürzt Gesind' lief klagend hin und wieder.
Ein jeder wußte sich nicht in der Eil' zu fassen,
Es wollte Jakob sich fast nicht ermuntern lassen.
Man hielt ihm vieles vor, auf daß er sich erquicke,
Doch neue Ohnmacht stieß ihn wiederum zurücke.
Bei diesem Zufall sind die Söhn zu Haus gekommen,
Die haben also bald am Leiden Anteil nommen,
Und zwar so gar verstellt, daß Jakob nicht konnt merken,
Wie sehr die Söhne sich in Bosheit konnten stärken.
Sie traten alle auf, die Töchter und die Söhne
Und weinten Jakob vor erbarmensvolle Töne — — —

Tellers Bibelerläuterung erschien, worauf schon hingewiesen wurde, mit ihrem ersten, die Josephkapitel enthaltenden Bande im Jahre 1749.

Das zu Altona aufgefundene Joseph-Epos, das ganz offensichtlich den im Jahre 1749 veröffentlichten Kommentar überaus fleißig benutzt, soll nach der Meinung der hauptsächlichsten Goethegelehrten und Forscher im letzten Viertel des siebzehnten (1675—1700) oder zu Anfang des achzehnten Jahrhunderts (1701—1710) entstanden sein.

Da scheint etwas nicht zu stimmen.

Da scheint sogar eine ganze Menge nicht zu stimmen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Merians Bilderbibel . . . von dem Knaben Goethe „häufig durchblättert" — sagt Goethe.

Kyburz' „Historien-, Bet-, Kinder- und Bilderbibel" — — in Goethes Vaterhause vorhanden.

„Die große englische Bibel" mit ihren Deutungen . . . mit großem Eifer von dem Knaben Goethe gelesen . . . sagt Goethe.[1]

[1] Und in des Herrn Rat Goethe lateinisch geführtem Haushaltungsbuch vom September 1762 ist die Notiz zu lesen, daß er in dem genannten Monat um den Preis von 3 Gulden und 15 Kreuzer diese selbe „englische Bibel", Tellers Werk eben, angeschafft habe! So mitgeteilt in dem nach archivalischen Quellen gearbeiteten Buche „Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer" von Elise Mentzel (Leipzig 1909), wo Berendsohn den Hinweis fand. Man erinnere sich, daß Goethe am 11. Mai 1767 in demselben Briefe, in dem er

Die Joseph-Gemälde ... in des Knaben Goethe Mansardenzimmer nach den Angaben seines „umständlichen Aufsatzes" für den Königsleutnant Grafen Thoranc gemalt ... sagt Goethe.

Mit dem Knaben Wolfgang als Modell für den siebzehnjährigen Joseph .. sagt Graf Thoranc und überliefert es, von der wissenschaftlichen Forschung anerkannt und niemals bestritten, Martin Schubart, der alle die Bilder auf den ersten Blick erkannte, die vor ihm Gustav von Loeper, der große Goethekenner, vor ihnen stehend, nicht gesehen hat ... „C'est Goethe!"

Und von alledem nicht etwa leise Spuren, sondern deutlichste, stärkste, offen daliegende Einwirkungen auf ein Epos, das in einer alten, zerbröckelnden Handschrift zu Altona aufgefunden ward (Tafel 21).

Der es entdeckte und fünf Jahre lang durchstudiert hat, ehe ers der Öffentlichkeit übergab, Prof. Paul Piper, Gymnasial-Oberlehrer a.D., Archivar der Stadt Altona, sagt: Nach meiner Überzeugung handelt es sich hier um das große, von Goethe in seinem vierzehnten Lebensjahre verfaßte Frühwerk, von dem der sechzigjährige Olympier in seinen Lebenserinnerungen in Andeutungen erzählt.

Deren Beruf es aber ist, von dem größten deutschen Dichtergenius bis ins kleinste hinein alles Erforschbare zu wissen, diese Schriftgelehrten sprechen: Niemals hat Wolfgang Goethe ein Werk, diesem gleich oder diesem ähnlich, geschrieben! Und Prof. Pipers Argumente sind hinfällig! Von seinem Gefühl ließ er sich irreleiten, und mit Gefühlen beweist man nichts ...

Oder um das jüngste Wort in diesem Streit anzuführen: aus dem am 16. März 1921 im „Hamburgischen Correspondenten" erschienenen Aufsatz von Dr. Heinrich Meyer-Benfey, einem Germanisten

von seiner seit dem zehnten Lebensjahre geübten Verseschreiberei spricht, 1762 als Abfassungszeit des „Joseph" bezeichnet. Keine Frage, daß Goethe im September dieses Jahres an die Ausarbeitung seines „Joseph" ging und dabei die ihm schon durch Rektor Albrecht bekanntgewordenen Erläuterungen der Teller-Bibel benutzte, die ihm nunmehr bequem zur Hand war. Im Altonaer „Joseph" ist der Kommentar schon im „Ersten Teil" nachzuweisen (Seite 95).

voll Temperament und Eigenart, dem wir ausgezeichnete Arbeiten über Heinrich v. Kleist zu danken haben:

„Dies von allen Musen und Grazien verlassene Zeug soll von Goethe sein? Wenn auch von dem Knaben Goethe! — In ästhetischen Fragen ist gesundes Gefühl immer die letzte Instanz, und mein Gefühl erkannte mit so sieghafter Klarheit die Unmöglichkeit jener Behauptung, daß auch die deutlichsten äußeren Zeugnisse gegen seine Entscheidung kaum ins Gewicht gefallen wären."

Es ist wirklich nett, daß hier jemand dem „Gefühl" (versteht sich: einem „gesunden") so überwältigende, so „sieghafte" Eigenschaften zuschreibt. Das heißt: seinem eigenen, während das Gefühl Pipers anscheinend solche Qualitäten nicht besitzt! Wie Professor Piper „überhaupt keine Gründe" anzugeben weiß für seine Behauptung der Autorschaft Goethes ... Nämlich: „Für die Identifikation des Altonaer „Joseph" mit Goethes Jugendwerk spricht kein Zeugnis, alle Aussagen Goethes über das letztere sprechen deutlich dagegen."

Wirklich? ... Alle Aussagen Goethes dagegen? .. Und kein, kein einziges Zeugnis dafür? ... Ist das nicht „'n büschen heftig?"

Wenn aber nicht Goethe der Verfasser ist und nicht sein kann ... wer war es?

XII.

Wer aber war es? fragt auch Professor Julius Petersen in Frankfurt (jetzt in Berlin).

Wer aber war es? Professor Albert Leitzmann in Jena.

Nun, der Mann „aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts“ und gar der „aus dem Ende des siebzehnten“ kommt nicht recht in Frage, seitdem festgestellt ist, daß der Dichter des „Joseph“, er sei gut oder übel, sich von einem erst 1749 erschienenen Buche so gründlich hat belehren lassen.

Und ein „wenig gebildeter“ oder der „ungebildete“ Versifex Professor Leitzmanns? Auch gegen den spricht allerlei, das nicht von der Hand zu weisen ist. So wiederum die Benutzung der „englischen Bibel“ und die Art dieser Benutzung; so die immerhin nicht ungeschickte Verwertung eines Dramas für das Epos, die schon andere dramatische Versuche zur Voraussetzung hat, und hunderterlei dazu in kleinen und kleinsten Zügen.

Ob sich jedoch nicht über den „Herrnhuter“ Petersens reden ließe? Paul Piper hat die Handschrift, nach seinem Bericht, aus Brüdergemeindekreisen empfangen, und er versucht, einen Zusammenhang herzustellen zwischen jener Susanna von Klettenberg, der „schönen Seele“ aus „Wilhelm Meister“, die des jungen Goethe mütterliche Freundin war und mit Herrnhutern und Pietisten lange in Verbindung stand, und dem Schicksal des Dokuments, das schließlich nach Altona gelangte.

Professor Petersens „wenig gebildeter Herrnhuter, der unter dem Einfluß der geistlichen Oratorien- und Kantatendichtung sowie des pietistischen Gesangbuchs stand“, kommt weder „für die erste Hälfte

des achtzehnten Jahrhunderts“, noch sonst für irgendeine andere Zeit in Betracht. Wie sollte der wohl jene Potiphar-Szene geschrieben haben können, die nun einmal mit ihrer merkwürdigen Erotik zu des Gevatter Seekatz Bild gehört, gemalt um 1760? Wie all die „Texte“ zu Gemälden, die ihm nicht bekannt sein konnten? Wie ein Werk, in dem so wenig gebetet wird? Wie einen „Joseph“ ohne Engelswunder und himmlische Erscheinungen? Ohne den allerleisesten Hinweis auf den Heiland, als dessen Vorbild der keusche Held allen Frommen gilt? Wie noch aus der Kyburz-Bibel (Tafel 19) von 1737 zu ersehen . . .

Piper aber hätte sich wohl auf die Stelle eines Briefes berufen dürfen, den er aus einem andern Grunde in seiner Vorrede mitteilt. In dem Schreiben an seine Schwester Cornelia (vom Oktober 1767), wo Goethe erwähnt, daß der „Joseph“ zum Feuertode verdammt worden sei, steht auch zu lesen: „Ich war lange willens ihn aufs Waysenhaus an Bogatzkyen zu schencken, der hätte ihn herausgeben können . . .“ Zu dem Franckeschen Waisenhaus, wohin Karl Heinrich von Bogatzky, berühmt durch sein auch von Goethes Mutter gern gelesenes „Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes“, sich 1746 zurückgezogen hatte, und wo er 1774 starb, hatte Susanna von Klettenberg herzliche Beziehungen. Und es wäre am Ende keine gar zu phantastische oder gar lächerliche Vermutung, daß der in seiner Art ausgezeichnete Mann von dem „Joseph“ des Wunderknaben in Frankfurt etwas erfahren, das Werk vielleicht auch gelesen habe. Umsoweniger, als er selber am 6. August 1766 ein Büchlein abschloß (indem er die Vorrede dazu verfaßte), darin er sich recht ausführlich mit dem Sohne Jakobs und der Rahel beschäftigt, wenn auch zu völlig anderen Zwecken. Dies Buch erschien 1767 zu Wernigerode und hatte den Titel: „Der gottselige und christliche Hofmann nach der Heiligen Schrift, in denen darinnen vorkommenden helleuchtenden Beispielen“ usw.

Ich habe aber nicht das Geringste dagegen einzuwenden, wenn man mir erwidert: eher sei es doch möglich, daß der achtzehnjährige

Goethe durch die Schrift Bogatkys, die damals recht zeitgemäß gewesen zu sein scheint, auf den Gedanken gekommen wäre, sich an den wackern, jedermann gütig fördernden geistlichen Herrn in Halle zu wenden, um die Veröffentlichung des „Joseph“ zu bewirken, von dem bei ihm selbst nicht mehr die Rede ist, bis er dieses Werkes mit sechzig in „Dichtung und Wahrheit“ als einer nicht mehr vorhandenen Arbeit wiedergedenkt.

Im übrigen halte ich auch einen bis aufs i-Tüpfelchen überzeugenden Nachweis, welchen Weg die Handschrift genommen, um endlich nach Altona zu geraten, für durchaus gleichgültig. Und wenn der jüngste, eifervolle Kritiker in einem zweiten Aufsatz des „Hamburgischen Correspondenten“ (vom 17. März 1921) meint, daß es „nicht leicht vorzustellen“ sei, wie die Handschrift vom Main an die Elbe gekommen sein könne, so muß leider angenommen werden, daß ihm hier jener „gewisse Grad von Einbildungskraft“ fehlt, den Goethe selbst von dem Philologen verlangt (der Forscher kann, glaube ich, garnicht genug davon haben). In hundert Jahren kann schon allerlei auch mit einer Handschrift vor sich gehen . . .

Schreibt jedoch Professor Julius Wahle, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar: Piper „durchlöchert“ mit dem Eingeständnis seiner Unwissenheit in diesem Punkte, „das ohnehin schon sehr dünne Papier seiner Beweisführung, und damit hat er seinen Prozeß vor den literarischen, logischen und juristischen Gerichtshöfen verloren“! so weiß ich nicht recht, ob solche Redensarten am Ende nicht doch so humoristisch gemeint sind, wie sie wirken.

Und sagte ich nicht, daß neue Tatsachen das Verlangen nach Überprüfung „endgültiger“ und unumstößlich scheinender Urteile in jedem Verfahren begründen? Vor den logischen und juristischen Gerichtshöfen ist mir dabei nicht bange — wo aber ist für die literarischen Gerichtshöfe die Instanz, sobald einmal ihre hohen, ja höchste Richter gesprochen haben? Und jeder mit demselben strengen und abweisenden Wort: causa finita . . .

Indeß: ich bringe nur ein paar Tatsachen und habe nur mein „Gefühl“, daß die Angelegenheit nicht zu Ende geführt ist durch die Fachleute, die, wie jemand sagt und jeder Tag bestätigt und für den Fall „Goethe und Joseph“ Gustav Loeper in Mouans gezeigt hat, „oft das Beste nicht wissen“.

— — — — — — — — — — — — — — —

Merians Kupfer . . . Kyburz' Kinderbibel . . . die Joseph-Gemälde Thorancs . . . der Bibelkommentar von Teller . . . die von der Kritik geleugneten, hier, wie vorher schon im „Fall Potiphar“, nachgewiesenen „Inzidenzien und Episoden“, woran die „Erfindungsgabe“ des jungen Goethe sich zeigte . . . die aus dem benutzten Joseph-Drama übernommenen „Inzidenzien und Episoden“, an denen des Dichters „Nachahmungsgabe“ wuchs, nicht weniger als an den „Arien“ mit ihren mannigfachen, oft genug an den späteren Goethe erinnernden Vers- und Strophenformen . . .

Was gelten solchen Tatsachen gegenüber, die dem hohen Gerichtshof bisher nicht genug oder überhaupt nicht bekannt waren, die Einwände der „gegnerischen“ Advokaten, Staatsanwälte und Richter? Betrachtet man sie genauer, diese Einwände, so findet man, daß sie sich mehr gegen Professor Piper und seine Beweisführung im Vorwort und in den Anmerkungen zum „Joseph“ richten, als gegen das von ihm entdeckte Epos. Die ästhetischen Wertungen, wie: holprige Alexandriner, Gestümper, Machwerk usw. usw., mögen sie so oder noch vernichtender lauten, können schon deshalb nicht gegen einen — Vierzehnjährigen sprechen, weil diese unzweifelhaft vorhandenen, sehr zahlreichen Mängel in einer mehr als 5000 Verse umfassenden, in verhältnismäßig kurzer Zeit entstandenen und — diktierten Dichtung auch für einen außerordentlich genialen Knaben nicht verwunderlich sind, ja selbst für einen reiferen Schriftsteller nicht verwunderlich wären. Verwunderlicher ist, daß die Kritik (von einigen Stimmen abgesehn, die auch in sonst absprechenden Fällen hörbar werden) eine ganze Menge kluges und gescheidtes, allerlei überraschendes und auf höchste Begabung hindeutendes, in der Idee

häufig, in der Ausdrucksweise zuweilen sehr schönes übersehen konnte. Und Witz und Schalkheit nicht gewahrte, die da und dort sich zeigen und eine besonders gute Laune des Verfassers verraten. Von dergleichen war hier und in meinem Potiphar-Buche schon mehrfach die Rede; ich erinnere nur an den vor seiner Gemahlin prahlenden Potiphar. Es sei mir erlaubt, ein weiteres Beispiel einzuschalten, das gleichzeitig das Wort von der „sklavischen" Benutzung der Bibel noch einmal beleuchten mag:

Joseph deutet (Genesis 40, 12 bis 19) dem Mundschenk und dem obersten Bäcker Pharaos im Gefängnis die Träume. Jenem sagt er:

„... Über drei Tage wird dir Pharao dein Haupt erheben und dich wieder an dein Amt stellen ..."

und dem Bäcker:

„... und nach dreien Tagen wird dir Pharao dein Haupt erheben und dich an den Galgen hängen ..."

Dem Verfasser des „Joseph" ist die Zweideutigkeit des Wortes „erheben" in der Lutherbibel nicht entgangen, und er verwendet sie zu dramatischer Belebung der Szene und zugleich zur besonderen Charakterisierung des schuldigen Bäckers, der von dem Wahrsager günstiges zu hören erwartet, nachdem die Deutung des Schenkentraums so verheißungsvoll ausgefallen war:

„Nach dreien Tagen wird dich Pharao erheben
Und die verlorne Ehr und Amt dir wiedergeben ..."

Als Joseph nun auch ihm, dem obersten Bäcker, sagt:

„Nach dreien Tagen wird dich Pharao erheben!"

fällt ihm der in freudiger Erregung ins Wort:

„Und wird mir wiederum mein Amt und Ehre geben ..."

wobei man ein Frage- und Rufzeichen hinzusetzen darf (die Handschrift hat hier keine Interpunktion). Darauf

Joseph

Ach leider nicht also wie du wohl mögest denken
Es wird dich Pharao am Galgen lassen henken ..."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Weitaus bedeutungsvoller als die Einwendungen gegen die Abfassungszeit des „Joseph" scheinen die kritischen Hinweise auf die sprachlichen Eigenschaften der Handschrift. Leitzmann sagt:

„Auf grammatischem Gebiet fällt dem Leser besonders die unheilvolle Verwirrung von Dativ und Akkusativ nach Präpositionen und Verben auf. Mit ‚mir' und ‚mich' steht der Schöpfer dieses Epos auf einem noch viel gespannteren Fuß als der Berliner, und es findet sich die stattliche Summe von 628 solcher Schnitzer."

Daran reiht sich die Folgerung, daß der Verfasser aus einem „niederdeutschen Gebiet stammen muß, in dessen Dialekt diese Erscheinung besonders stark hervortritt"; und dafür käme „in erster Reihe das ostfälisch-engrische Gebiet zwischen Mittelelbe und Mittelweser" in Betracht. Eingehende Untersuchung des Wortschatzes weise mit Sicherheit auf das gleiche Dialektgebiet hin, und die engsten Berührungen fänden sich mit der Mundart von Göttingen-Grubenhagen. „Aus dieser Gegend stammte also der zu so merkwürdiger Berühmtheit gelangte ‚Joseph'-Dichter."

Weiter nach Norden geht Meyer-Benfey. Er findet für die „salva venia-Dichtung" die Hamburger Gegend passend ... „Und warum sollten wir," fragt er, „den Ursprung der Dichtung nicht da suchen, wo sie aufgetaucht und, solange wir überhaupt von ihr wissen, gewesen ist?" Und für Hamburg spräche auch der Umstand (ich selbst habe im „Fall Potiphar" darauf hingewiesen), daß der Verfasser „unter dem Einfluß der Oper" steht (bei mir ist vom Singspiel die Rede). „Wo aber hätte man in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts leichter mit Opernliteratur bekannt werden können, als in Hamburg?"

Sogar mit Joseph-Opern! möchte ich, dem letzten Fragesatz „voll und ganz" zustimmend, ergänzen. So wurde anno 1728 zu Hamburg aufgeführt ein „Pharao und Joseph" von Johann Samuel Müller mit der Musik von Caldara, worüber in Mattheſons „Musikalischem Patrioten", im gleichen Jahre dortselbst erschienen, gewiß näheres zu lesen ist.

Was aber nützt uns der Streit der Städte um den Dichter des „Joseph“, wenn uns niemand Bescheid geben kann, wie der Ostfale oder Hamburger aus früheren Tagen sich eine so genaue Kenntnis eines erst in Goethes Geburtsjahr veröffentlichten Bibelkommentars und der noch zehn Jahre später gemalten Thorane-Bilder, die mit Tellers Werk ganz deutliche Zusammenhänge haben, verschafft hat? Wir müßten denn annehmen, irgendein bejahrter „August Schulze oder Fritz Petersen“ (die Namen gibt Meyer-Benfey scherzweise an) sei um 1760 von der Mittelweser oder der Elbemündung nach Frankfurt zur Messe gekommen und habe den Weg zu den Gemälden des Königsleutnants in dem Mansardenzimmer des Goethehauses am Hirschgraben gefunden, um dann, mit so glücklicher Gedankenfracht heimgekehrt, die Handschrift anzufertigen, die hundertfünfzig Jahre hernach Professor Paul Piper in Altona entdeckt hat. Entdeckt und mit dem phantastischen Eigensinn des Entdeckers, ohne sich um die ungezählten Fehler in Rechtschreibung und Zeichensetzung und die 628 Schnitzer grammatischer Art im geringsten zu kümmern, dem vierzehnjährigen Wolfgang Goethe zuschreibt, bloß weil der als alter Herr in seinen Lebenserinnerungen erzählt, einmal so ein höchst voluminöses Ding verbrochen zu haben . . .

Aber die Handschrift selbst . . .

XIII.

Aber die Handschrift selbst soll nicht die jenes blödsinnig gewordenen Dr. Clauer sein, dem der junge Goethe seine epische Dichtung diktiert hat. Die „unzweifelhaft echte Handschrift Clauers ist“, wie Professor Petersen ausführt,

> „in der Göttinger Universitätsmatrikel und in den Akten der dortigen juristischen Fakultät erhalten. Clauers Gesuch um Zulassung zur Doktorprüfung ist lateinisch abgefaßt und gibt infolgedessen nur zu einem Vergleich mit den wenigen lateinisch geschriebenen Rollennamen in Pipers Faksimiletafeln Gelegenheit. Dieses spärliche Material genügt aber für die Feststellung, daß die Handschrift des „Joseph“ steiler ist als Clauers „expedite Hand“ und daß der Charakter einzelner Schriftzeichen (A, M, r, s) ein völlig anderer ist.“

Genügt das wirklich für die Feststellung? Ich fürchte: nein! Wenn jedoch Professor Petersen, dem es an Humor nicht zu fehlen scheint, einen möglichen Widerspruch des „Herrn Gymnasialprofessors“ Piper gegen seine Ausführungen über diesen Punkt mit den Worten vorwegnimmt: . . . „denn es bleibt ihm (Piper) die Ausflucht, Clauers Schrift habe sich in den dazwischenliegenden zehn Jahren (nämlich seit seinem 1753 abgefaßten Gesuch um Zulassung zur Doktorprüfung) völlig verändert und die eines Göttinger Dr. jur. unwürdige fehlerhafte Orthographie sei durch die zunehmende Geistesschwäche, die später zu vollständiger Verblödung führte, zu erklären“ . . . wenn Professor Petersen dies vorwegnimmt, so wird ihm jeder erfahrene Nervenarzt entgegenhalten können, daß er eine „Ausflucht“ nennt, was durchaus keine Ausflucht, sondern die Berufung auf eine nach allen Richtungen geklärte Wahrheit wäre: die Veränderung der Handschrift und die ungeregelte Orthographie sind in der Tat ganz charakteristische und sehr bedeutsame

Symptome der Geisteskrankheiten und gehen fast immer parallel dem Intelligenzdefekt. Gerade bei den Krankheitsbildern der Hebephrenie (Jugendirresein, das mit Vorliebe Akademiker heimsucht) kann man diese Erscheinungen besonders gut beobachten.

Aber ich habe keine Ahnung, ob Professor Piper die ihm so freundlich empfohlene „Ausflucht" gebrauchen will. Ich selbst freilich bin der Meinung, daß das Altonaer Manuskript mit seinen Fehlern und seiner „Akkudativ"-Grammatik nicht die „redigierte und in gute Ordnung gestellte", „reinliche" Handschrift ist, die dem „sauberen Band" für den Rat Goethe eingefügt wurde. Schon die „verkehrt" geschriebenen nachträglichen Verbesserungen und Ergänzungen scheinen mir dagegen zu sprechen. Aus den von Piper zusammengestellten „Lesarten" der Handschrift erkenne ich aber gern, daß zunächst doch versucht wurde, allerlei orthographischen und sonstigen Unfug auszumerzen . . . Indes, mir wäre jetzt die Autorschaft des jungen Goethe an dem umstrittenen „Joseph" auch dann nicht zweifelhaft, wenn es sich bei der gefundenen Dichtung um eine andere Handschrift handelte, als die des Dr. Clauer, der das Diktat seines kleinen Freundes aufzeichnete. Freilich stehen einer Kopie die so gestellten „Nachträge" entgegen. Der Abschreiber hätte ihnen wohl den richtigen Platz im Texte angewiesen und Korrekturen, wie sie das Faksimile (Tafel 22) zeigt, wären unmöglich. Man sieht hier den Zweidrittel-Alexandriner: „Der Fürste ward bedanckt von sie" durchstrichen. Aus der folgenden Zeile: „Mit großer Zärtlichkeit hat jeder Dank gesagt" geht hervor, daß der ausgesprochene, aber mitten im Niederschreiben (vielleicht wegen des falschen Akkusativs) verworfene Vers gelautet haben muß: „Der Fürste ward bedanckt von sie mit Zärtlichkeit . . ."[1] In den Lesarten Professor Pipers findet man eine

[1] Für ein Diktat spricht u. a. auch die — „englische Bibel" Tellers von 1749. Im Gegensatz zu vielen andern Schriften dieser Zeit zeigt das Werk eine durchaus einheitliche Rechtschreibung. Wer Stellen aus ihm, unter Benutzung eigentümlicher Ausdrücke, in Alexandriner umdichtete, hätte doch, das Buch vor sich, wenigstens bei den gleichen Worten die richtige Orthographie mit übernommen, hätte besonders die Substantive mit großen Anfangsbuchstaben wiedergegeben und wäre nicht so sehr nach Willkür verfahren. Dem Aufzeichner eines Diktats, der übrigens streckenweise mit viel weniger Fehlern schrieb, streckenweise wieder so, als sei die Rechtschreibung völlig in das Belieben des Individuums gestellt, war nur seine jeweilige Laune maßgebend.

Ansicht der in Altona gefundenen Handschrift.

ganze Reihe von Angaben, die auf gleiche und ähnliche Streichungen und Korrekturen auch an andern Stellen schließen lassen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

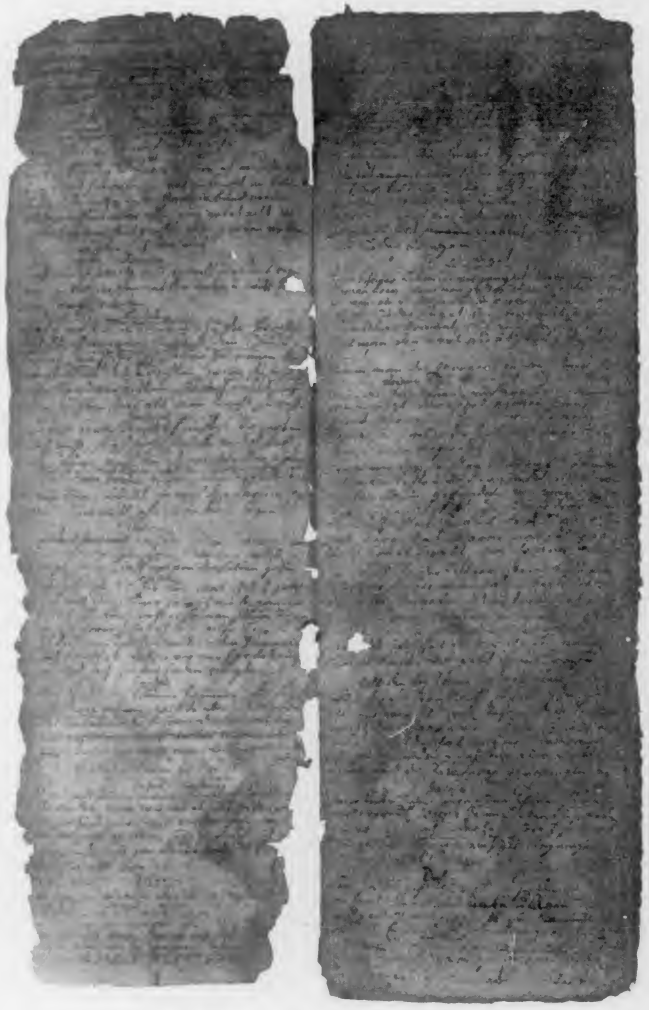
Was aber das Wort von der „prosaischen Behandlung“ des Goethe-„Joseph“ angeht . . .

Was ist „Prosa“? Man weiß, daß heute noch Tenoristen und Sänger anderer Tonlagen alles mit „Prosa“ bezeichnen, was nicht gesungen wird, und von Goethes „Iphigenie in Prosa“ sprechen im Gegensatz zu Glucks Oper. Und um 1750 und weiterhin machte man sich nichts daraus, einem Prosawerk, wie etwa Mosers „Daniel in der Löwengrube“, den Titel eines „Heldengedichts“ zu geben, weil man den Inhalt für „poetisch“ hielt, und seine Abschnitte „Gesänge“ zu nennen. Wie die Worte „poetisch“ und „Gesang“ nicht durchaus Verse bezeichnen, so das Wort „prosaisch“ auch nicht immer die ungebundene Redeweise. Von „Dichtung und Wahrheit“ spricht z. B. Goethe selbst in der Einführung, daß er eine „halb poetische, halb historische Behandlung“ für seine Darstellung gewählt habe . . . Der „Joseph“ hat auch, vielleicht weil seinem Verfasser ein so pathetischer Ausdruck für seine ganz unpathetischen Alexandriner zu hoch schien, keine „Gesänge“ sondern „Teile“ . . . Wenn jedoch Professor Julius Petersen seinen Aufsatz über den „Altonaer Joseph“ mit den Sätzen beschließt:

> „Ein Glück, daß der Tharauer Pfarrer Hennig seinen „Joseph, in acht Gesängen, ein biblisch episches Gedicht im Prosa“ im Jahre 1772 im Druck erschienen ließ. Wäre es Handschrift geblieben, wer weiß, ob es nicht eines Tages als Goethes Jugenddichtung ausgegraben würde . . .“

so möchte ich mir die bescheidene Anmerkung erlauben, daß ich solches nicht für wahrscheinlich halte. Auch abgesehen davon, daß G. E. S. Hennigs Sprache den daktylischen Trab hat und aus maskierten Drittel-, Halb- und Voll-Hexametern besteht. Ein Stück aufs Geratewohl aus dem Büchlein:

> „Zitternd durchwandelt er alle Fluren der dasigen Gegend,
> aber sein Auge sahe sie nicht. So sucht ein verirrtes



Ansicht der in Altona gefundenen Handschrift.

Schaaf im Walde die fortgeschlichene Heerde, furchtsam
blickt es allenthalben umher, und weiß nicht, wohin es — — —
(Prosa:) sich wenden soll“ . . .

Ein Zufall? Nicht doch! Ich blättere dem Anfang zu . . . Jakob betet:

„. . . wenn in der einsamen Nacht und am kommenden Morgen meinem
Auge Freudenthränen entsinken, dann sieh von dem Throne
deiner Allmacht hernieder und höre mein Lied. O! möchte
mein Gebet dir gefallen, das ich jetzt aus der Tiefe des Herzens
(Prosa: zu dir hinaufschicke . . .) Möchte dein Auge
mir Erhörung zuwinken und deine segnende Kraft sich
mannigfaltig in meine Seele ergießen — — Ja Vater!
so oft ein Gedanke zu dir aus dem Herzen emporkeimt,
so oft ein stiller
Seufzer mit dir spricht, dann sey mir nicht fern und hilf mir! . . .“

Oder nehmen wir eine inhaltlich „unpoetische“ Stelle: die Bewirtung der Jakobsöhne durch den Regenten Joseph:

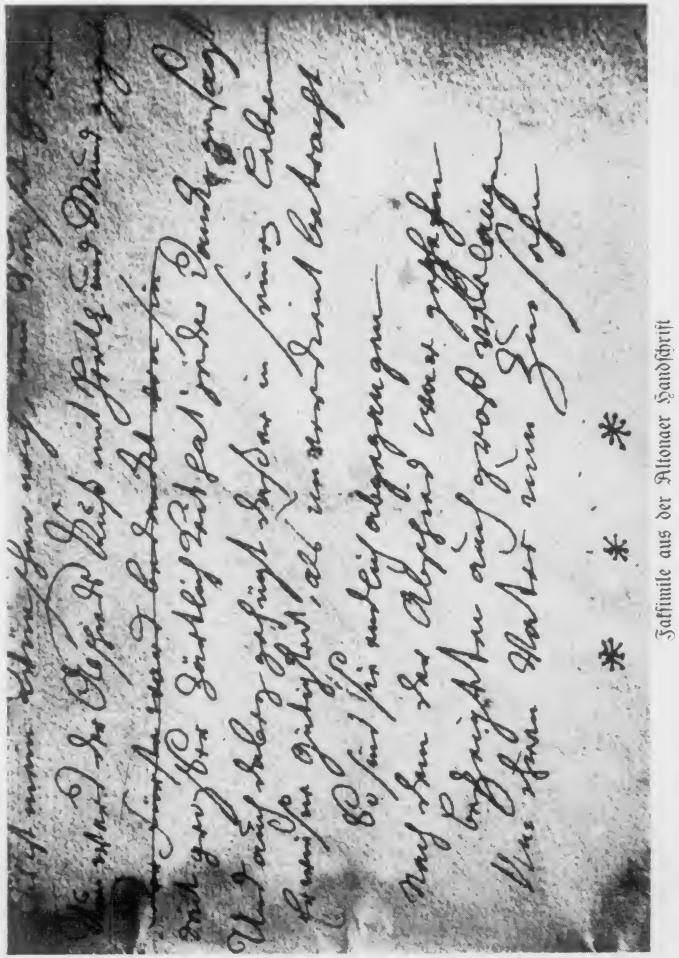
„. . . Jetzt nötigte Joseph
sie an die glänzende Tafel und setzte
sie nach ihrem Alter zusammen. Erst Ruben und Simeon . . .“

Das ist des sonst sehr braven und sehr frommen, stets den Prediger und Lehrer hervorkehrenden Pastors zu Tharau und Ehrenmitglieds der K. deutsch. Gesellschaft zu Königsberg in Preußen unverändert, wenn auch in der ihr gebührenden Form wiedergegebene — — — Prosa!

Übrigens verweist Hennig in der Widmung seines „Joseph“ an die Königliche Gesellschaft zu Königsberg auf einen andern „Joseph“ und meint bescheiden, daß man in dem seinen „nicht den erfindungsreichen Geist und den Schwung des berühmten Bitaubé finden“ werde, „der, wie Sie wissen, eben diesen Gegenstand, wiewohl nach einem ganz andern Plan, in seinen Gesängen mit dichterischem Feuer geschildert“ . . .

Dieser „Joseph“ des Mr. Bitaubé, de l'Académie Royale des Sciences & Belles-Lettres de Prusse,“ erschienen „à Berlin, chez Samuel Pitra, Libraire, 1767“, also in dem Jahre, in das man

22



Faksimile aus der Altonaer Handschrift
(Natürliche Größe).

die Vernichtung des Goetheschen Frühwerks durch Einäscherung in einem Kamin zu Leipzig setzt, ist in französischer Prosa geschrieben. Und hat das zweibändige Werk („en neuf chants“ und geschmückt mit zehn Stichen von J. W. Meil) auch nur eine oberflächliche Ähnlichkeit mit allen anderen Bearbeitungen des gleichen Stoffes (am nächsten kommt es noch Bodmers Gedicht, das Bitaubé nach eigener Angabe gekannt hat), so ist es doch wegen der Persönlichkeit seines Dichters nicht uninteressant. Paul Jérémie Bitaubé nämlich, geboren 1732 zu Königsberg als Sohn eines Refugié, hat im Jahre 1800 Goethes „Hermann und Dorothea“ in seine Muttersprache übersetzt. Dies brachte ihn mit dem Olympier zu Weimar in Verbindung. Es hat zwischen den beiden Männern, wie mir von einem sachkundigen Freunde, Herrn Dr. med. Max Birnbaum in Berlin, dem ich auch sonst manchen schätzbaren Hinweis zu danken habe, versichert wird, ein Briefwechsel stattgefunden. Goethe aber war der „Joseph“ seines Übersetzers gewiß nicht unbekannt geblieben, und es scheint mir nicht völlig ausgeschlossen, daß sich in irgendeinem seiner Briefe eine Erwähnung oder wenigstens eine leise Anspielung auf sein eigenes „prosaisch-episches Gedicht“ aus dem Jahre 1763 finden mag . . .

XIV.

Unter dem Titel „Jüdische Schäfergedichte“ erschien 1765 zu Altenburg ein Buch von G. A. von Breitenbauch. Ich kam zu ihm auf der Suche nach einem Vorbilde für die bukolischen Szenen im „Joseph“, wo die „Schäferei“ sich in auffallender Weise einzustellen liebt, sobald Erzvater Jakob mit seinen Söhnen beisammen ist.

Georg August von Breitenbauch wird den Idyllendichtern beigezählt. Er war 1731 in der Nähe von Dresden geboren, stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Lessing und Mendelssohn und lebte eine Zeitlang, bis 1782, in Weimar. Er starb 1817 als Kammerrat zu Bucha in Thüringen.

In seiner Vorrede zu den „Schäfergedichten“, die ausnahmslos aus Prosastücken bestehen, fand ich die folgenden Sätze:

> „Das Ansehn des Schäferstandes unter den Juden, die Fruchtbarkeit ihres Landes, die Menge ihrer Heerden und die unschuldige Lebensart, die sie zu den Zeiten der Erzväter führten, veranlaßten verschiedene Gelehrte, unter anderen den Abt Genest (in seinem Traité de la vie pastorale), den Ursprung des von den Dichtern so reizend beschriebenen Schäferlebens sowohl als der Schäfergedichte bey diesem Volke zu suchen. Sie fanden diese Muthmaßung, welche durch die Berichte der heiligen Schrift unterstützt wird, so wahrscheinlich, daß sie das Projekt formirten, den gewöhnlichen Schauplatz der Hirtengedichte zu verändern und ihn aus Arcadien an die glückseligen Ufer des Jordans zu versetzen . . .“

Als Dichter, die solche Wege gingen, führt Breitenbauch die Engländerin Rowe an, die, was er nicht erwähnt, auch ein Joseph-Epos verfaßt hat, das voller Engels- und Teufelswunder ist und mit dem der Altonaer Handschrift nicht das Geringste zu schaffen hat; ferner den Jesuiten Rapin, der in seinen eclogis sacris die

Geschichte der Maria nach den eben mitgeteilten Grundsätzen behandelt, und den Deutschen Jakob Friedrich Schmidt, der 1772 als Prediger in seiner Vaterstadt Gotha gestorben ist. Von diesem sind im Jahre 1759 „Poetische Gemälde und Empfindungen aus der Heiligen Schrift" zu Altona erschienen. Da hätten wir ja beinahe einen (30jährigen) „Landpastor", dem schließlich der Hamburger Kritiker das „Machwerk" und „elende Gestümper" zutraut. Und gleich in Altona! Jedenfalls ist aber nicht anzunehmen, daß die Versetzung der Schäfergedichte aus Arkadien an die Ufer des Jordans der Zeit nach sehr erheblich unter der von Piper für den aufgefundenen „Joseph" angenommenen Epoche liegen kann.

Unter Breitenbauchs Schäfergedichten selbst ist keines, das die Söhne des Erzhirten Jakob behandelt, und auch diesen hören wir nur „am Grabe Rahels" klagen. Des Abtes (Abbé) Genest Abhandlung „über das Hirtenleben" vermochte ich nicht zu erlangen, wohl aber des mir bis dahin völlig unbekannten Autors fünfaktiges, als Tragödie bezeichnetes Drama ... „Joseph", das in deutscher, dem französischen Original gegenübergestellter Übertragung im Jahre 1752 bei Philipp Jacob Jäger erschienen ist zu ... Frankfurt am Mayn! Und geschrieben ist in ... Alexandrinern! Und übersetzt in ... Alexandrinern! Von einem Kandidaten der Rechte des Namens Georg Roeder, der das Buch niemand geringerem widmet, als dem ersten Bürgermeister der Stadt Frankfurt: Herrn von Lersner, dessen Name uns nicht unvertraut klingt.

Nun: ich habe keine besondere Enthüllung zu machen. Inhaltlich entspricht das Stück, das bis 1752 in Deutschland nur wenig bekannt, in Frankreich aber wiederholt aufgeführt war, ungefähr dem Text der Oper „Joseph in Egypten" von Méhul und beginnt mit der Ankunft der Brüder, die, um den gefangenen Simeon zu lösen, den jüngsten Sohn Jakobs, Benjamin, mitgebracht haben. Auf die Potiphar-Affäre wird hier nur schüchtern hingewiesen. Der Statthalter Joseph erzählt dem wiedergefundenen Lehrer seiner Jugend:

„Welch Unglück! Hely, ach! ich muß vor dir erröten,
Ich lass' aus Scham mich nicht in die Erzehlung ein.
Doch eine geile Frau, die brachte mich in Nöthen,
Ich solte ihrer Brunst, ein sträflich Opfer seyn.
Ich floh die Laſterbahn ..."

Wenn hier irgendwas an den „Joseph" von Altona erinnert, so sind es die Alexandriner Roeders. Aber man kommt sehr bald dahinter, daß sie sehr oft noch viel übler sind. Sein Joseph erzählt etwa von Pharaos Träumen:

„Von seinem (Gottes) Licht erleucht, sagt ich das sieben Jahre,
Würd reiche Erndte seyn, und großer Überfluß.
Und daß nach dieser Zeit, Egyptenland erfahre,
Auch ganzer sieben Jahr, des Hungers Kümmernuß.".

Er schildert seine erste Begegnung mit den Brüdern:

„Sie kannten mich gar nicht. Wer hätt es denken sollen,
Daß ein Gefangener zu solchem Ansehn käm?
Meine Bewegungen, die herfürbrechen wollen,
Bestritt ich mit Gewalt, Hely, ganz unbequem.
Sobald ich sie nur sah, hies ich sie von mir gehen.
Ich war ihnen dennoch, um destomehr geneigt.
Man lude mit Getrayd, wodurch man kann bestehen
Den Rücken der Cameel, den selbst der Hunger beugt ..."

So schrieb und druckte man zu Frankfurt im Jahre 1752. Schrieb und druckte: Vatter und Vater, gedultig, der Pracht, daß und das, dis und dies und dieß, wollt und wolt, hieß und hies, „meine Müh und Fleiß" und hunderterlei noch, das an die Handschrift mehr oder weniger erinnern mag. Und Herr Roeder, der ja wohl mindestens ein so wohlgebildeter, wenn auch nicht blödsinnig gewordener, ehrgeiziger junger Mann war wie Dr. Clauer, verstand das Verse-Skandieren so vortrefflich, daß etwa die Zeile:

„Meine Bewegungen, die herfürbrechen wollen"

wunderschön zu dem Schema paßte:

⏑ – ´ ⏑ – ´ ⏑ – ´ | ⏑ – ´ ⏑ – ´ ⏑ – ´

„Meine´ Bewe´gunge´n | die he´rfürbre´chen wo´llen"

und auf diesem kunstreichen Wege ein richtiger Alexandriner wurde . . . Das Beispiel ist übrigens nicht besonders herausgesucht; man kann auf jeder Seite des Büchleins dergleichen finden: „Desse'n mördri'sche Faust" . . . „Eine'm Staatsma'nn wie ihr" . . . usw. Und betrachtet man dazu die völlige Poesielosigkeit des Genestschen Dramas, das nach „Meister Arouet sagt: ich weine", anstatt wie Shakespeare wirklich zu weinen, und dank der Übertragung oft genug zur Groteske wird, so muß man dagegen das Epos der Handschrift für ein Meisterwerk erklären.

Eine Stelle gleichen, von dem biblischen Bericht beeinflußten Inhalts hier und dort: Bei Genest-Roeder (1752):

Joseph.

Ihr Brüder! tretet her, kommt, euch ist es beschieden,
Daß uns nimmt dieser Tag, mit lauter Freuden ein.
Kommt her nur ohne Furcht, den Joseph zu umfangen,
Der ganz vollkommen nun mit euch versöhnet ist.
Der Vater lebt auch noch, ach Brüder! welch Verlangen
O Himmel! welchen Trost hab ich zu dieser Frist!
— — — — — — — — — — — — — —
Laßt euch mein Sclavenstand, den ich vergeß', nicht schrecken,
Gnug, daß des Himmels Schluß dadurch nun ist erfüllt.
Um euch in diesem Land, ein Glücke zu erwecken,
Ging ich für euch voraus, itzt ist mein Wunsch gestillt"

In der Altonaer Handschrift, die dem vierzehnjährigen Goethe (1763) zugeschrieben wird:

„Fürst Joseph lächelte mit halb vermischten Thränen
Er sagte Tretet doch nur näher her zu mir
Enthaltet euch gesampt von seufzen und von stehnen
Ganz zitternd kamen sie und stellten sich ihn für
Ich bin Joseph sprach er mit freundlichen geberden
Der euer Bruder ist, verstehet ihr es nicht
Der von euch damals nicht gelitten konte werden
Den ihr verkauffet habt versteht ihr den Bericht
Allein bekümmert euch nicht mehr um diese Dingen
Denckt nicht das ich darum erzürnt und grimmig sey
Gott hat es so geschickt und mich hier lassen bringen
Zu euer eigen best, und alles ist vorbey."

Von allem andern abgesehn: ich kann nicht finden, daß sich die Sprache des Ostfalen vom Weserstrand „aus dem Ende des 17. oder aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts", oder die des Hamburgers aus „vorklopstockscher" Zeit, er heiße nun August Schulze oder Fritz Petersen, oder des ebenso ungebildeten Herrnhuters aus älteren Tagen irgendwie besonders unterscheidet von der Sprache des Rechtskandidaten Georg Roeder aus dem Frankfurt am Main des Jahres 1752! Weder hier, noch an einer anderen Stelle: höchstens ein weniges in Rechtschreibung und Interpunktion und im richtigen Gebrauch von Dativ und Akkusativ. Wäre die Altoncer Handschrift nach ihrer Abfassung etwa gedruckt worden, so hätten erbarmungsvolle Schriftsetzer und Korrektoren, die schon dazumal in solch schwierigen Dingen manchmal besser Bescheid wußten als die meisten Herren Poeten, allerlei in dem Manuskript des „Joseph" auf eigene Hand „redigiert und in gute Ordnung gestellt", so daß das Sprachbild des „prosaisch-epischen Gedichts" noch viel weniger von dem des Roederschen echten Frankfurter „Joseph" zu unterscheiden wäre.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber weshalb von allem andern absehen? Ein Unterschied ist da, der durch keinen gelehrten Einwand aus der Welt geschafft wird und jeden überzeugen muß, der für poetische Dinge ein „gesundes Gefühl" sich bewahrt hat: der zu Altona entdeckte und von Paul Piper dem vierzehnjährigen Wunderknaben Wolfgang Goethe zugeschriebene „Joseph" enthält bei allen seinen vielen Schwächen und Mängeln, die niemand übersehen kann, sowohl in den entlehnten und „nachgeahmten" Bestandteilen, in einzelnen Ideen und Motiven, wie in den eigenen Einfällen, „Inzidenzien und Episoden" dichterische Werte und Schönheiten. Immer wieder schwebt mir als das Schönste und Wertvollste dieser Art die Szene vor, mit der das „Joseph"-Gedicht das Potiphar-, das Saphira-Zwischenspiel beendet. Niemand vor ihm kennt diese Lösung des Liebesproblems: sie ist völliges Original und immerhin eine kleine dichterische Offenbarung.

Die Heilige Schrift läßt die Verſucherin, nachdem ſie den Geliebten dem Gefängnis überliefert hat, ſpurlos verſchwinden. In dem Pſeudepigraph „Das Teſtament Joſephs (von der Keuſchheit)“, das aus dem Joſeph-Roman der Bibel die Novelle von der Verführerin herausholt, ſiecht ſie liebeskrank dahin. Eine arabiſch-perſiſche Überlieferung vereinigt ſie nach Jahren der Reue und Läuterung mit dem Geliebten. In den zahlreichen Dramen des XVI. Jahrhunderts ergeht es ihr unter den verſchiedenſten Namen mehr oder weniger übel: ſie hat ſich vor Gericht zu verantworten, wird zur Strafe von Potiphar verlaſſen, muß die Tochter dem Geliebten zur Frau geben, tötet ſich ſelbſt. Chriſtoffel von Grimmelshauſen, der die Joſephgeſchichte mit ſeinen beſten Humoren erzählt hat (wie nebſt anderem im „Fall Potiphar“ erbaulich zu leſen) läßt die verliebte Frau „in Verzweiflung verrecken“, Filip von Zeſen ſie ſterben, Bodmer, der ein Gretchen mit Fauſts vorgeahnten „zwei Seelen“ aus ihr gemacht hat, aus dem böſen Dämonstraum unſchuldvoll erwachen. Der gute Paſtor Hennig aus Tharau ſchickt ſie nur verärgert auf ihr Landgut, während der Königsberger Franzoſe Bitaubé die Angelegenheit ſehr romantiſch beſchließt: Die Verführerin ſtößt ſich den Dolch ins Herz und läßt ihr Blut in den ſorgſam bewahrten Mantel fließen, den ſie bei der letzten Verſuchung dem keuſchen Jüngling entriſſen . . .

Von alledem weiß der Joſeph der Altonaer Handſchrift nichts. Ein Dichter begleitet ihn auf der Fahrt zu hellem und hohem Glück. Die Sonne iſt um ſein Haupt, die Schuld von ihm genommen — und ein Volk jubelt dem Befreiten und Erhöhten zu. Im Wagen Pharaos zieht er durch die Straßen von Memphis . . .

„Jetzt kam der große Zug vor Potipharis thür
Saphira guckte auch aus Neubegier herfür
Doch wie erſchrack ſie ſich wie kont es anders gehen
Als ſie den Joſeph muſt in den Triumphe ſehen
Der Joſeph grüßete, Sie dankete ihm wieder
Doch wie beſchämet ſchlug ſie da die Augen nieder
Da dachte ſie erſt nach die That ſo ſie begangen

Vermuhtete davor viel Strafe zu empfangen
Da fiel ihr deutlich ein was Joſeph ihr geſaget
Und wie ſie fälſchlich ihm vor ihren Mann verklaget
Doch Joſeph war auf Rach im minſten nicht bedacht
Er hat Saphira ſtets mit Sanftmuth nur betracht
Er ſah an ihr Geſicht wie ſie beſchämet ſey
Und darum ließ er es vor dieſes mahl dabey . . .“

Bei aller Kindlichkeit des Ausdrucks: der ſonnenheitere, lenzhaft helle Gedanke, das gütige, verzeihende, tiefe Lächeln eines Dichters. Und er heißt Wolfgang Goethe.

Inhalt der Abschnitte

Seite

I. Goethes Joseph-Aufsatz und die Joseph-Maler des Königsleutnants Thoranc 7

II. „Dichtung und Wahrheit“ über die Entstehung der Joseph-Dichtung 11

III. Die Wiederentdeckung der Joseph-Bilder und die Auffindung der Joseph-Handschrift. — Fachgelehrte und Amateure 18

IV. Die hauptsächlichsten Einwände gegen die „Goethe-Echtheit“ des Altonaer „Joseph“. — Übersehene Quellen und neue Tatsachen 27

V. Inhaltliche Übereinstimmungen zwischen Joseph-Bildern und Joseph-Dichtung: Der Verkauf Josephs an die Midianiten: „C'est Goethe“ 38

VI. Die Potiphar-Episode im Bilde und im Epos 48

VII. Joseph als Statthalter im Bilde und in der Dichtung 58

VIII. Die Kupferstiche des Matthäus Merian (1630) 62

IX. Abraham Kyburz' Bilderbibel (1737) 75

X. Irrtümer und Widersprüche der Kritik 86

XI. Goethes „große englische Bibel“ (1749) 92

XII. Der unbekannte Verfasser vor dem literarischen Gerichtshof 106

XIII. Die Handschrift. — „Prosa“ und „Gedicht“. — Zwei neue Joseph-Dichter 113

XIV. Eine Frankfurter Joseph-Dichtung. Und dennoch Goethe 121

Bilderfolge

1. Trautmann: Die Söhne Jakobs verkaufen ihren Bruder Joseph.

1a. „C'est Goethe", Halbfigur, vergrößert, des Josephknaben aus 1.

2. Trautmann: Jakob erkennt den Rock Josephs.

3. Seekatz: Die Versuchung Josephs.

4. Trautmann: Joseph als Statthalter beim Getreideverkauf.

5. Derselbe: Joseph empfängt seine Brüder.

1 bis 5 sind um das Jahr 1760 für den Königsleutnant Grafen Théas de Thoranc nach einem Aufsatz des elfjährigen Wolfgang Goethe zu Frankfurt a. M. gemalt und befinden sich z. Z. im Goethe-Museum dortselbst. Sie sind in diesem Buche nach Photogravüren und Lichtdrucken der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München mit deren Genehmigung wiedergegeben.

6. Matthäus Merian: Joseph wird aus der Grube geholt.

7. Derselbe: Josephs Versuchung. — Josephs Verhaftung.

8. Derselbe: Josephs Erhöhung und Triumphzug.

9. Derselbe: Jakob schickt seine Söhne nach Egypten.

10. Derselbe: Joseph empfängt seine Brüder.

11. Derselbe: Joseph bewirtet seine Brüder.

6 bis 11 sind entnommen: der mit Kupferstichen des Matthäus Merian gezierten Foliobibel, erschienen zu Straßburg 1630.

12 bis 20: aus Abraham Kyburz' „Historien- Kinder- Bet- und Bilderbibel", Augsburg, 1737.

21 und 21a. Ansichten der zu Altona gefundenen Handschrift.

22. Faksimile aus der Handschrift in natürlicher Größe.

Der Fall Potiphar

Von Manuel Schnitzer

Der Fall Potiphar

Mit Reproduktionen
nach Gemälden von Cignani, Rembrandt und Murillo

Von

Manuel Schnitzer

Durch die Auffindung der Altonaer Handschrift hat dies Werk, das die Josephlegende von der Bibel bis auf unsere Tage durch die Zeiten verfolgt, höchste Aktualität erlangt.

„Ein amüsantes und aufschlußreiches Buch, das die Josephlegende durch die Jahrtausende verfolgt.“ (Berliner Tageblatt.)

„Literarische Gründlichkeit mit subjektiv humorvoller Anschauung verbunden.“ (Vossische Zeitung, Berlin.)

„Mit erstaunlichem Wissen und Eifer stellt er im „Fall Potiphar“ die Wiedergabe der Josephlegende in der deutschen Literatur dar. Von Grimmelshausen bis Hofmannsthal entwickelt er die Abwandlung dieser viel dargestellten biblischen Figur, und zwar in tiefsinniger und immer fesselnder Weise. Besonders hübsch ist es, daß er die neuaufgefundene Joseph-Dichtung, die dem jungen Goethe zugeschrieben wird, dabei ausführlich benutzen konnte.“ (B. Z. am Mittag, Berlin.)

„Die Schrift gibt in geistreicher und fesselnder Darstellung einen Überblick über die wichtigsten Behandlungen dieser poetisch dankbarsten Josephgeschichte.“ (Dr. H. Meyer-Benfey im Hamburgischen Correspondenten.)

„Ein Werkchen, das als Muster für die Behandlung eines derartigen, des pikantes Beigeschmacks nicht entbehrenden Stoffes betrachtet werden kann, ein Buch, das reiche Belehrung bietet, der wissenschaftlichen Forschung dient und der strengsten Kritik in Hinsicht dieser standhalten kann und das doch gleichzeitig durch seine amüsante Darstellung einen behaglich erheiternden Genuß bietet.“ (Berliner Börsen-Zeitung.)

„Manuel Schnitzer entwickelt in graziösester Darstellung, die die Lektüre seines Werkchens allein schon zu einem erlesenen Genuß macht — eine staunenswerte Kenntnis — — —“ (Kieler Zeitung.)

„Manuel Schnitzer hat die große Erotik des Stoffes durch seinen Humor und Geschmack gemildert und das wissenschaftliche Rüstzeug in seiner lächelnden Plauderweise anmutig zu machen gewußt.“ (Nationalzeitung, Berlin.)

Im gleichen Verlage erschien:

Der neuentdeckte „Joseph“ als Knabendichtung Goethes

Stilkritische Untersuchungen

von

Dr. phil. Walter A. Berendsohn

Privatdozent an der Universität Hamburg

Im Gegensatz zu den ablehnenden Aufsätzen Petersens, Pniowers und Wahles tritt diese äußerst gedrängt abgefaßte Schrift für Goethe als Verfasser des „Joseph“ ein. Um die Persönlichkeit des Dichters aus dem Werk zu erkennen, werden die zahlreichen unwillkürlichen Äußerungen dichterischer Eigenart untersucht (Darstellung der Gemütsbewegungen, Gegenständlichkeit, Verhältnis zur Natur, Sinn für Farbe und Licht). Neben scharf erfaßten Einzelbeziehungen zu Goethes Werken ergibt sich ein Gesamtbild des Verfassers, das schwerlich auf einen andern Dichter des 18. Jahrhunderts so gut paßt wie auf Goethe. Die kleine Schrift bahnt eigene Wege. Sie bedeutet eine neue Wendung in Sachen des aufgefundenen „Joseph“.

Im **dritten Tausend** gelangte zur Ausgabe:

Joseph

Goethes

erste große Jugenddichtung
wieder aufgefunden und zum ersten Male herausgegeben

von

Prof. Dr. Paul Piper

Faksimile-Ausgabe

In diesem Gedicht sehen wir das älteste erhaltene größere Denkmal Goethescher Muse, als welches bisher die Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi galten. Lehrt es einerseits die alte Wahrheit, daß kein Meister vom Himmel fällt, so bietet es andrerseits anziehenden Stoff zu einer analytischen Betrachtung von Goethes Genius, indem es unterscheiden lehrt, welche Eigenschaften und Fähigkeiten der Dichter von Natur mitbrachte und welche er durch Fleiß und Übung mehrte und vervollkommnete. Es ist auffallend, wie manchen glänzenden Vergleich, wie oft eine kühne Metapher, wie zahllose neue Wortbildungen der dichtende Knabe schuf, obgleich, oder vielleicht weil er noch redete „wie ihm der Schnabel gewachsen war“, in seiner Frankfurter Sprechweise, noch ohne feste grammatische und orthographische Grundsätze, die ihm pedantisch vorkamen (vergl. Dichtung und Wahrheit). Aber ihn leitete der Geist der Dinge, und keck versuchte er höheren Flug, glücklicher als Ikarus und erfolgreicher als Phaethon.

Professor Pipers Goethefund hat eine Erregung der Geister hervorgerufen, wie seit langem kein Buch. Um seine Echtheit ist ein leidenschaftlicher Streit entbrannt, der die deutsche literarische Welt andauernd beschäftigt. Immer mehr aber, ja bis zur Gewißheit gelangt auf der Grundlage sorgfältigster Quellenforschung und überzeugender Nachweise die Ansicht zum Siege, daß nur der junge Wolfgang Goethe der Verfasser der großen epischen Dichtung „Joseph“ sein kann.

Da ein Neudruck dieser Faksimile-Urausgabe vom Verlage nicht vorgesehen ist, gewinnt und behält sie einen bibliophilen Wert.

Demnächst erscheint im gleichen Verlage:

Manuel Schnitzer: Rabbi Lach

Ein Kulturdokument in Anekdoten

Weitere Schriften desselben Verfassers:

Im Verlage von Schuster & Loeffler, Berlin:

Käte und ich — 50. Auflage

Das Buch, das Eduard Engel in seiner „Geschichte der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" eine Gabe herzerquickenden Humors genannt hat, wird jedem Freund eines reinen, echter Lebenslust entspringenden Humors Freude machen.
Berliner Tageblatt.

Peter und Fann — 8. Auflage

Die Tante mit dem Palmenzweig — 4. Auflage

Im Verlage H. Echtermeier, Berlin:

Die Sonette des alten Herrn — (Liebhaberausgabe in Maschinenschrift)

Im Bibliophilen Verlag: O. Goldschmidt-Gabrielli, Berlin-Wilmersdorf:

Die Judennovelle des Christoffel von Grimmelshausen

*

GF Sch59

Schnitzer,

Goethes Josephbilder. Goethes Josephdichtung.